

db das buch

Wilfried Dechau (Hrsg.)

Kühne Solitäre

Ulrich Müther · Schalenbaumeister der DDR

DVA

Wilfried Dechau (Hrsg.)
Kühne Solitäre

Inhalt

Wilfried Dechau (Hrsg.)

Kühne Solitäre

Ulrich Müther –
Schalenbaumeister der DDR

Stolz und Eitelkeit

17. Kulturpolitik in der DDR

Karl-Heinz Hoffmann

18. Vom Lyrik-Schulemeister zum Schalenbaumeister

Wilfried Dechau

19. Ulrich Müther als Schalenbaumeister

71. Markverschnitt

20. Kampf um die Solitäre

21. „Kühne Solitäre“ – ein Buch über die Solitäre

22. „Kühne Solitäre“

db das buch

db das buch,
Buchreihe der Zeitschrift db – deutsche bauzeitung
Herausgegeben von Ursula Baus und Wilfried Dechau

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich

© 2000 Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Stuttgart München
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Christine Rampl
Satz: Frutiger (QuarkXpress) im Verlag
Druck und Bindung: Jütte Druck, Leipzig
Diese Ausgabe wurde auf chlor- und säurefrei gebleichtem,
alterungsbeständigem Papier gedruckt.
Printed in Germany
ISBN 3-421-03269-6

Inhalt

- 7 Wilfried Dechau
Vernachlässigte DDR-Moderne
- 11 Berthold Burkhardt
Kurze Geschichte der Betonschalen
- 17 Simone Hain
Industrialisierung in der DDR
- 28 Kerstin Weinstock
Vom Land-Baumeister zum Schalenbauer
- 35 Wilfried Dechau
Ulrich Müthers Schalenbauten
- 72 **Werkverzeichnis**
- 76 **Kampf ums »Ahornblatt«**
- 85 Autoren
- 86 Bildnachweis

Wilfried Dechau

Von Platten und Schalen

Vernachlässigte DDR-Moderne

Die »Platte« galt lange Jahre – nicht nur bei Architekten – als das Synonym für DDR-Architektur. Dass daneben einige durchaus respektable Bauten entstanden, wurde (im Westen) nicht wahrgenommen. Wie auch? Einreisen konnte man in der Regel nur, wenn man Verwandte besuchen wollte. In (West-)Zeitschriften erfuhr man kaum etwas über das Bauen in der DDR. Und die verstaubt-biedere (Ost-)Zeitschrift »Architektur der DDR« vermochte – wenn man sie denn überhaupt in die Hände bekam – an der Vorstellung, DDR-Architektur sei mit der »Platte« hinreichend genau beschrieben, auch nichts zu ändern. Das Vorurteil hielt sich hartnäckig; die Wende brachte in dieser Hinsicht keine Wende. Plattenbauten wurden saniert (oder auch nur in den Farbtopf gesteckt), manch ein

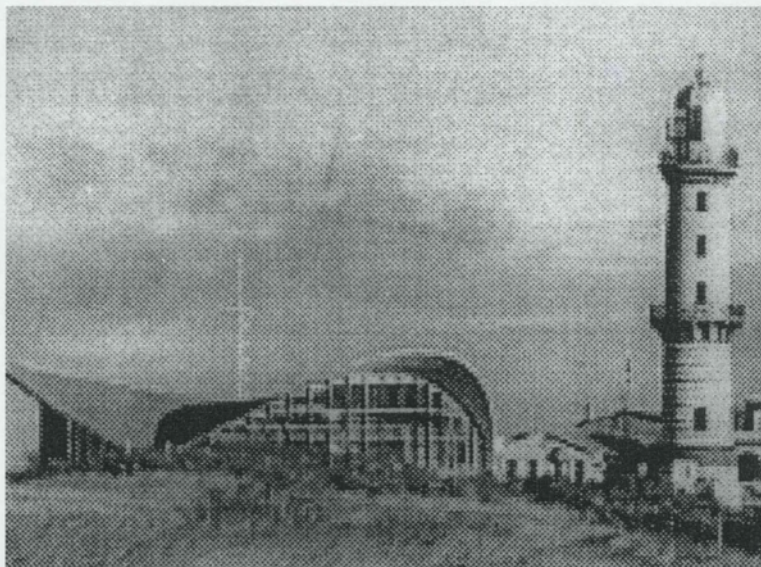


1 Ahornblatt, Berlin
Foto: 14. Juni 2000

4 Teepott, Warnemünde

Schalen? Sind heute völlig aus der Mode. Baut man nicht mehr. Mit relativ wenig Beton lassen sich damit zwar große Flächen überspannen – die Hyperschale des Warnemünder »Teepotts« beschirmt mit ihrer nur sieben Zentimeter dicken Wand 1200 Quadratmeter. Aber der Aufwand ist so hoch, dass er sich heute – leider – nicht mehr lohnt. Deshalb sollte ein so intaktes Gebäude unbedingt erhalten werden. Trotzdem wurde bereits erwogen, das 1967/68 von dem Architekten Erich Kaufmann und dem Ingenieur Ulrich Mithner errichtete Restaurantgebäude abzureißen. Sicher haben Le Corbusiers Kapelle in Ronchamp und Eero Saarins TWA-Terminal architektonisch einen anderen Rang. Aber erstens ist Warnemünde nicht New York, und zweitens kann man erhaltenere Schalenbauwerke hierzu-lande an den Fingern einer Hand abzählen.

WILFRIED DECHAU



2

1 Hoch lebe die Platte. In: Die Zeit Nr. 50, 9. Dezember 1999 (mit Beiträgen von Simone Hain, Dirk Meyhöfer, Gert Kähler, Wilfried Dechau, Wolfgang Kil, Ingeborg Flagge, Hanno Rauterberg und Bruno Flierl)

2 Simone Hains Liste »Höhepunkte der DDR-Architektur« enthielt unter anderen folgende Bauten: Rundfunkhaus Nalepastraße, Palast der Republik (abrissgefährdet), Alexanderplatz, Ladenpavillons und »Kosmos«-Kino an der Karl-Marx-Allee, Polnische Botschaft, Wiratex-Gebäude, Hotel »Unter den Linden«, »Meißner-Porzellan«-Laden-

architektonisch bedeutsamer Bau hingegen dämmert heute vor sich hin, wird nicht mehr gepflegt und verfällt – ohne dass man in der Öffentlichkeit Notiz davon nimmt. Schlimmer noch: Einige Bauten sind extrem abrisssgefährdet oder wurden bereits abgerissen (siehe »Ahornblatt«, Bild 1).

»Die Zeit« setzte 1999 – mit einer Hommage an die DDR-Architektur der sechziger und siebziger Jahre – ein längst überfälliges Zeichen.¹ Der Redakteur Jörg Burger hatte eine Reihe von Architekturkritikern darum gebeten, sich in einem knappen Kommentar zu einem der Bauten zu äußern, die Simone Hain als Liste zusammengestellt hatte.²

Meine Wahl fiel – nicht ganz zufällig – auf den »Teepott« in Warnemünde. Als Assistent an der TU Braunschweig hatte ich mich in Konstruktions-Seminaren mit der Analyse weitgespannter Hallen beschäftigt. Natürlich waren darunter auch Schalenbauten, aber (siehe oben) keine DDR-Bauten. Erste Recherchen im Internet förderten einen – mir bis dahin unbekannten – Bau zutage, der mich außerordentlich neugierig machte (Bild 2).

Was zunächst ganz harmlos als Stoffsammlung für den Artikel in der »Zeit« begann, weitete sich rasch immer mehr aus. Der Reise

zum »Teepott« folgte ein Besuch bei Ulrich Müther, dem Erbauer der eleganten Schalenkonstruktion an der Warnemünder Strandpromenade (siehe Seite 29). Der »Schalenbauer der DDR«, der sich selbst – in aller Bescheidenheit – gern als »Landbaumeister aus Binz« bezeichnet, hat seine Duftmarken an vielen Orten gesetzt. Allein auf Rügen zeigte er mir viele beeindruckende Bauten in Baabe, Binz, Glowe, Saßnitz und Sellin. Eine ausführliche Foto-Exkursion nach Rostock, Neubrandenburg, Eberswalde, Berlin und Potsdam schloss sich an: Reichlich Stoff, nein, zu viel Stoff für das in der db-Reihe geplante Bauingenieur-Porträt.³ Die mächtig angewachsene Materialsammlung gab sehr viel mehr her als auf fünf Heftseiten verarbeitet werden kann.

Aber das allein war es nicht. Die Exkursion zu Müthers Schalenkonstruktionen hatte eines überdeutlich werden lassen: Es ist allerhöchste Zeit, auf seine Bauten aufmerksam zu machen. Die meisten sind in bemitleidenswertem Zustand, nicht weil sie konstruktiv baufällig wären, sondern weil sie – von wenigen Ausnahmen abgesehen – schonungslos dem Vandalismus preisgegeben sind:

Am Strand von Baabe auf Rügen steht das ehemalige Restaurant »Inselparadies« mit seiner luftig-leichten Pilzschale leer (siehe Seite 38). Mittlerweile sind wohl alle Glasscheiben mutwillig zerschlagen. Findet sich tatsächlich niemand, der daraus mit ein wenig Geld und viel Herzblut wieder ein kleines Paradies machen möchte?

Am Strand von Glowe auf Rügen harrt die asymmetrisch geschwungene Hyparschale des ehemaligen Restaurants »Ostseeperle« einer sinnvollen Nutzung (siehe Seite 52).

Seit Jahren wird darüber nachgedacht, was aus dem Warnemünder »Teepott« mit seiner auf drei Beinen ruhenden Schale werden soll (siehe Seite 46).

Die Mehrzweckhalle in Rostock-Lütten-Klein dämmert schon lange vor sich hin (Seite 55). Ist es tatsächlich so schwer, dafür eine neue Funktion zu finden?

Für eine der grazilsten – und aus meiner Sicht schönsten – Müther-Bauten gibt es kaum noch Aussicht auf Erhaltung: Die aus zwei gegeneinander versetzten Hyparschalen komponierte, ursprünglich für Ausstellungszwecke gebaute Halle auf dem Rostocker Messengelände wird heute als Kfz-Werkstatt kaputtgenutzt (siehe Seite 36).

Eine der ganz wenigen, noch intakten (weil gut gepflegten) Schalenbauten von Ulrich Müther kann in Potsdam besucht wer-

zeile (Unter den Linden), Hochhausensemble an der Leipziger Straße, Berlin; Hauptpost (abrissgefährdet), Messamt (abrissgefährdet), Universitätshochhaus, Leipzig; Regierungsgelände, Erfurt; Stadthalle (abrissgefährdet), Suhl; FDGB-Ferienheim »Rennsteig« (Investruine), Oberhof; Platz am Kulturhaus (im Umbau), Neustadt; Hyparschalen-Kaufhalle in Rostock-Lütten-Klein; Gaststätte »Teepott« (abrissgefährdet), Warnemünde; Schwimmbäder, Potsdam und Rostock; Kulturpalast, Hochhausensemble an der Prager Straße, Dresden.

3 Weinstock, Kerstin, Ulrich Müther · Vom »Land-Baumeister« zum Schalenbauer. In: db 10 (1999), S. 152

den: Das Restaurant »Seerose« (siehe Seite 66). Dort bekommt man – wenn auch in viel kleinerem Maßstab – eine Vorstellung von der Kraft und der Ausstrahlung des Innenraums unter der Schale des »Ahornblatts«. International anerkannte und renommierte Ingenieure wie Jörg Schlaich, Stefan Polónyi, Heinz Duddeck, Heinz Isler, Herbert Kupfer, Gerhard Pichler und andere forderten den Erhalt des »Ahornblatts« (siehe Seite 56). Dass es trotzdem – also wider besseres Wissen – abgerissen wurde, ist ein Skandal.

Der Skandal hat viele Väter. Die Überschriften heißen: »Planwerk Mitte«, Sturheit, Hass auf die Moderne, Verwertungsdruck, kurz: »Abwägungskultur statt Baukultur«. Noch ist es nicht zu spät, wenigstens für die anderen erhaltenswerten Müther-Schalen aus dem Trauerspiel rund um das »Ahornblatt« zu lernen.

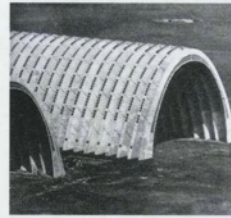
Luftig leicht

Kurze Geschichte der Betonschalen

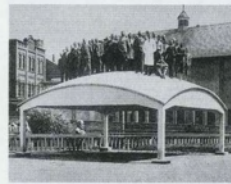
Schalen sind Gebrauchsformen, die in Natur und Technik gleichermaßen zu finden sind. Die Eier- oder die Muschelschale, die Schalen von Früchten ähneln durchaus Schalen und Behältern im Haushalt – und eben auch weitgespannten Tragwerken im Bauwesen. Sind Schalen allgemein vorrangig durch ihre Funktion und durch den Entstehungs- oder Herstellungsprozess definiert, so kommen bei schalenartigen Gebäuden die Materialwahl und Lastabtragung als formbestimmende Parameter hinzu. Obwohl die schalenartige Formbarkeit des Betons durch Monier und sein erstes Patent (1867) oder durch Lambots Betonboot (1855) bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts bekannt war, mussten erst noch über fünfzig Jahre vergehen, bis es Ingenieuren gelang, das Material oder besser gesagt die Verwendung des Stahlbetons als Schale zu optimieren. Zunächst orientierte sich der Stahlbetonbau an den bekannten Bauweisen des Skelett- oder Massivbaus mit Stützen, Trägern und Decken.

Bereits 1913 entwickelte und baute der französische Ingenieur Eugène Freyssinet Flugzeughallen aus Eisenbeton, frei gespannt über Grundrissen von 46 mal 60 m. Diese dünnwandigen Tonnengewölbe waren die Vorläufer der bekannten Luftschiffhallen in Orly mit Scheitelhöhen von 60 m über Grundflächen von 91 mal 175 m. Zur Herstellung der jeweils vierzig Parabelbögen, die in ihren Querschnitten aus Falt- beziehungsweise Schalenprofilen mit Lichtschlitzen bestehen, wurden verfahrbare Schalungsgerüste eingesetzt.

Der italienische Bauingenieur und Architekt Pier Luigi Nervi griff diese Bauweise in den fünfziger Jahren mit vorgefertigten Rippen-schalen auf und entwickelte sie in konstruktiver, verfahrenstechnischer und gestalterischer Hinsicht entscheidend weiter. Die für die Olympiade gebauten Sporthallen (Rom, 1960) und verschiedene Ausstellungs-, Industrie- und Bahnhofshallen sind hierfür als wichtige Beispiele zu nennen.



**Luftschiffhalle in Orly,
1923, Eugène Freyssinet**



**Versuchshalle, Jena,
1932, Franz Dischinger**



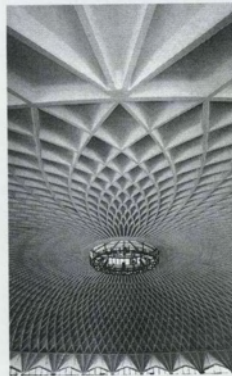
**Flugzeughalle Orvieto,
1939–41, Pier Luigi Nervi**



**Kresge Auditorium,
Cambridge Massachu-
setts, 1954, Eero
Saarinen**



**Markthalle Royan,
1955, René Sarger**



**Kleiner Sportpalast,
Rom, 1957, Pier Luigi
Nervi**

Mit den für die Flugzeughangars in Orvieto und Orbetello (1935 bis 1941) entwickelten Stahlbeton-Tonnenschalen mit netzartigen Verstärkungsrippen hatte Nervi bereits in den dreißiger Jahren auf sich aufmerksam gemacht.

Der nach dem Ersten Weltkrieg beginnende Schalenbau in Deutschland ist vor allem mit den Namen Franz Dischinger, Ulrich Finsterwalder, damals Firmeningenieure der Dyckerhoff AG, und Walter Bauersfeld, Ingenieur bei Carl Zeiss Jena, in Verbindung zu bringen.

Mit Hilfe zahlreicher Versuchsbauten mit tonnen- und kuppelförmigen (doppeltgekrümmten) Betonschalen über rechteckigen, quadratischen und runden Grundrissen wurden die Grundlagen für Schalentheorien, Berechnungsverfahren und Herstellungsmethoden entwickelt. Die heute noch erhaltene, doppelt gekrümmte Versuchsschale der Dyckerhoff AG in Wiesbaden stellt – mit 7,30 m Spannweite und nur 1,5 cm Schalendicke – auch heute noch ein kaum verbesserbares Optimum dar. Auf eine Planetariumskuppel auf dem Fabrikgelände der Firma Zeiss in Jena mit 16 m Spannweite und nur 3 cm Schalendicke folgten die »Schottkuppel« mit 40 m Spannweite und die noch erhaltene Kuppel des Zeiss-Planetariums mit 24,84 m Spannweite (1924/25). Bemerkenswert ist das bei diesen Bauwerken erprobte Herstellungsverfahren, bei dem Spritzbeton auf eine vormontierte Gitterbewehrung aufgebracht wird (Torkret-Verfahren). Bis zum Zweiten Weltkrieg baute die Firma Dyckerhoff noch zahlreiche »Dywidag-Schalen«, maßgeblich unter der Mitwirkung von Franz Dischinger.

Stehen die Schalenbauten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts architektonisch noch überwiegend in der Tradition des Gewölbe- und Kuppelbaus, muten die Schalen aus Beton in den zwei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg wie eine Befreiung von Schwere und konventionellen Tragstrukturen an. Schalen avancierten zur extravaganteren Bauweise für Konzerthäuser, Stadt- und Sporthallen, Verkehrsbauten wie Flughäfen, Bahnhöfe und Tankstellen bis zu Industriegebäuden und Ausstellungsbauten. Zunächst überwogen die doppelt gekrümmten Schalen in Form von Kugelausschnitten, addierte Tonnengewölbe oder ihre Durchdringungsformen. Eero Saarinens Kresge Auditorium des Massachusetts Institute of Technology in Cambridge, Massachusetts (USA 1954/55) – ein sphärisches Dreieck – ist wohl einer der bekanntesten Bauten.

Eine ähnliche Grundform liegt dem Auditorium Maximum der Universität Hamburg aus dem Jahre 1958 von Bernhard Hermkes zugrunde. In wenigen Jahren verbreitete sich der Betonschalensbau, er wurde weltweit zum bevorzugten Bausystem für mittlere und große Spannweiten von Architekten und Ingenieuren wie Ove Arup, August Perret, Nicolas Esquillan, Ferguson/Stevens & Ass., René Sarger, Anton Tedesco, Yamasaki & Leineweber, Bernhard Zehrfuß, Eduardo Torroja, Wacław Zalewski und vielen anderen, einschließlich der auf den Schalensbau spezialisierten Bauunternehmen.

Das Interesse der Architekten am Schalensbau trug sicher auch mit dazu bei, freie, nicht geometrische Formen zu entwerfen, selbst wenn dadurch aufgrund besonderer Schwierigkeiten in der Regel nicht das bei Schalen mögliche konstruktive Optimum erreicht werden kann (zum Beispiel Jørn Utzons Opera House in Sydney oder Saarins Flughafenterminal Idlewild in New York). Architektonisch wurde durch diese Gebäude die Anknüpfung an die Visionen der frühen zwanziger Jahre, zum Beispiel an Hermann Finsterlin oder Bruno Taut in der »Gläsernen Kette«, erreicht.

Zwei Ingenieure oder, besser gesagt, Ingenieurarchitekten müssen besonders hervorgehoben werden: Der Spanier Félix Candela und der Schweizer Heinz Isler prägten den Schalensbau von den fünfziger Jahren an durch beispielhafte Bauten, Entwürfe, Herstellungs- und Berechnungsverfahren.

Isler erkannte sehr früh, dass das übliche Vorgehen, eine geometrische Form mathematisch vorzugeben, weder statisch noch ästhetisch befriedigend ist. Intensive Naturstudien und Analysen führten ihn zu Formfindungsmethoden auf physikalischer Grundlage. Hänge- und Umkehrformen, Pneustrukturen, definierte Fließvorgänge erzeugen eine fast unendliche Formenvielfalt – sie gaben ihm die Anregungen für viele individuelle, aber auch für seriell gefertigte Schalen. Besonderes Augenmerk schenkte er den Randausbildungen aus statischer wie auch gestalterischer Sicht. Eine seiner bekanntesten Schalenformen wurde in der Schweiz und in Frankreich zwischen 1969 und 1982 mehrfach als Gartencenter realisiert.

Félix Candela, der den Schalensbau als Architekt, Ingenieur und Unternehmer zunächst in Mexiko und später in den USA betrieb, brachte eine bis dahin im Schalensbau unbekannte Formvariante ein – das hyperbolische Paraboloid. Dessen geometrische Form, kurz HP genannt, war zwar bereits durch Bernard Lafaille und An-



Opernhaus in Sydney, 1957–1973, Jørn Utzon, Ove Arup



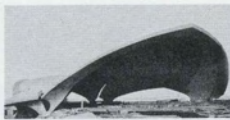
Restaurant Los Manantiales in Xochimilco, Mexico, 1958, Félix Candela



Fertigteil-Schalenelemente nach dem System Normko HP, Wilhelm J. Silberkuhl, 1958/59



Kirche San José Obrero, Monterrey, Mexico 1960, Félix Candela



**TWA, New York, 1962,
Eero Saarinen**



**Kuppelschale, 1973,
Heinz Isler**

toni Gaudí bekannt, aber erst Candela gelang es (von 1950 an), die Formenvielfalt und die Gestaltqualität dieses Schalentyps mit seinen Bauten zu zeigen.

Wie bei Isler sind auch bei Candela die Schalen-, die Tragwerkskonstruktionen die formbestimmenden Elemente. Das Tragwerk macht nach Aussage von Candela die Architektur des Gebäudes aus. Candela hält das Restaurant in Xochimilco (Mexiko, 1958) für einen seiner gelungensten Bauten. Kein Wunder, dass gerade dieser Bau vorbildhaft wirkte und nachgeahmt wurde.

Ende der fünfziger Jahre wurde eine Variante der HP-Schalen entwickelt, die vorgespannte Längsschale mit geradliniger Bewehrung. Als typisiertes Element setzte Wilhelm Silberkuhl aus Essen solche Schalen international vorwiegend im Industriebau ein. Im Abstand versetzt lassen sie sich zu lichtdurchlässigen Shedkonstruktionen fügen. Zur gleichen Zeit entwickelte der Ingenieur Herbert Müller aus Halle an der Saale ein ähnliches System, das sich bei unzähligen Bauten (Sportbauten, Kaufhallen ...) in den Ländern des damaligen Ostblocks als Typenbauweise durchsetzte.

Zu einer Zeit, als sich im Westen bereits der Rückgang des Betonschalensbaus ankündigte, machte Ulrich Müther in der DDR mit individuellen und faszinierenden Schalenkonstruktionen von sich reden.

Er knüpfte an die frühen Kuppelschalen Dischingers und Bauerfelds an und baute Kugelschalen in der weiterentwickelten Torkret-Bauweise ohne Schalung – unter anderem wiederum für Zeiss-Planetarien in Wolfsburg, Berlin und Tripolis. Einzelne oder addierte Hyparschalen für Gaststätten, Ausstellungsbauten oder auch Kirchen wurden zum Blickfang und Mittelpunkt ihrer jeweiligen landschaftlichen oder städtischen Umgebung. Das ›Ahornblatt‹ im Zentrum Berlins lässt eine Verwandtschaft zu Candelas Restaurant in Xochimilco erkennen. In bestem baulichen Zustand mußte es im Jahr 2000 einer banalen Stadtentwicklung weichen.

Die Zeit der für repräsentative, öffentliche Nutzungen gebauten Schalen ist vorbei – nur im Kühlturmbau profitiert man nach wie vor von den schier unbegrenzt scheinenden Möglichkeiten des neuzeitlichen Schalenbaus. Im rheinischen Erftkreis wird zur Zeit ein Kühlturm mit einer neuen Rekordhöhe von etwa 200 m als Hyperboloid-Schale gebaut.¹

¹ Siehe Grunsky, Eberhard, Dünnschalige Betonkühltürme aus baugeschichtlicher Sicht. In: db 2 (2000), S. 110.

Bleibt schließlich noch die Frage, wie es mit dem Schalenbau weitergeht. In den letzten drei Jahrzehnten wurden – im Vergleich zu den dreißiger und fünfziger Jahren – nur wenige Betonschalen gebaut. Das liegt vor allem an den gerade bei freien, individuellen Formen relativ hohen Herstellungskosten und daran, dass leichte Stahl-Glas-Gitterkonstruktionen gegenwärtig bevorzugt werden. Es wäre aber sträflich, wenn die Erfahrungen und Entwicklungen des Massivschalensbaus in Vergessenheit gerieten. Neue Schalen werden zur Zeit kaum noch gebaut. Daher ist es unbedingt erforderlich, die vorhandenen Bauten durch neue Nutzungen zu schützen und zu erhalten.

Anhang

Geschichtlicher Überblick: wichtige Schalenbauten

Jahr	Nutzung	Ort	Architekt	Ingenieur
1925	Planetarium	Jena		Walter Bauersfeld
1926	Großmarkthalle	Frankfurt	Martin Elsässer	
1927	Großmarkthalle	Leipzig	H. Ritter	
1929	Reparaturwerkstätte	Bagneux, F		Eugène Freysinnet
1929	Großmarkthalle	Basel		
1934	Gießereihalle	Mailand		Giorgio Baroni
1934	Markthalle	Algéciras, E		Eduardo Torroja
1935	Tribünendach, Pferderennbahn	La Zarzuela, E		Eduardo Torroja
1935	Ballspielhalle	Madrid		Eduardo Torroja
1937	Flugzeughalle	Bug/Rügen		Dyckerhoff & Widmann
1937	Lagerhalle	Mailand		Giorgio Baroni
1938	Lagerhalle	Ferrara		Giorgio Baroni
1939	Zementhalle	Zürich		Robert Maillart
1940	Flugzeughalle	München-Riem		Ernst Sagebiel
1948	Fabrikhalle	Costillares, E		Eduardo Torroja
1950	Audimax, Uni Hamburg	Hamburg	Bernhard Hermkes	Dyckerhoff & Widmann
1951	Laboratorium, Uni Mexico	Mexico City		Félix Candela
1954	Fabrikhalle Goldzack	Gossau, CH		Heinz Hossdorf
1954	Flughafen, Empfangshalle	St. Louis, USA		Anton Tedesco
1954	Kresge Auditorium	Cambridge/ Massachusetts	Eero Saarinen	Amman & Whitney
1955	Markthalle	Royan, F		René Sarger
1956	Wasserturm	Fedala, E		Eduardo Torroja
1957	Palazzetto dello Sport	Rom		Pier Luigi Nervi

Jahr	Nutzung	Ort	Architekt	Ingenieur
1957	Kirche Nuestra Senora de la Soledad	Coyoacán, Mexico		Félix Candela
1958	Ausstellungshalle CNIT	Paris		Nicolas Esquillan
1958	Fabrikhalle	Thun, CH		Heinz Isler
1958	Infopavillon	Brüssel		René Sarger
1958	Restaurant Los Manantiales	Xochimilco, Mexico		Félix Candela
≈1960	In den Fünfzigern wurden zahlreiche Fabriken mit addierten HP-Längsschalen gebaut	D, CH, GB		Konstruktionen basieren meist auf dem von Wilhelm J. Silberkuhl entwickelten System
1960	Kirche San José Obrero	Monterrey, Mexico		Félix Candela
1960	Gießereihalle	Lohr	Curt Siegel	Hugo Gall
1961	Flugzeughalle	Frankfurt	Apel + Beckert	Philipp Holzmann
1962	Flughafen, Empfangsgebäude Idlewild	New York	Eero Saarinen	
1965	Neues Schalenbau-Verfahren auf pneumatischer Schalung	Seit 1965 weltweit etwa 500 Schalen nach diesem Verfahren gebaut		Dante Bini, Italien
1966	Messehalle	Rostock		Ulrich Müther
1968	Mehrzweckhalle	Rostock-Lütten-Klein		Ulrich Müther
1968	Restaurant »Ostseeperle«	Glowe, Rügen		Ulrich Müther
1968	Restaurant »Teepott«	Rostock-Warnemünde		Ulrich Müther
1968	Autobahntankstelle	Deitingen, CH		Heinz Isler
1973	Restaurant »Ahornblatt«	Berlin		Ulrich Müther
1973	Stadthalle	Neubrandenburg		Ulrich Müther
1973	Gartencenter	Camorino, CH		Heinz Isler
1977	Überdachung der Freilichtbühne	Grötzingen		Heinz Isler
1977	Ausstellungspavillon	Stuttgart		Jörg Schlaich
1980	Restaurant »Seerose«	Potsdam		Ulrich Müther

Literatur

- Günschel, Günter, Große Konstrukteure 1, Berlin 1966
 Joedicke, Jürgen, Schalenbau. Konstruktion und Gestaltung, Stuttgart 1962
 Nervi, Pier Luigi, Bauten und Projekte, Stuttgart 1957
 Nervi, Pier Luigi, Neue Strukturen, Stuttgart 1963
 Normko HP System – Hallenkonstruktionen, Firmenschrift der Normko Gesellschaft für Normkonstruktionen und Statik, Essen um 1965
 Pauser, Alfred, Eisenbeton 1850–1950, Wien 1994
 Polónyi, Stefan, Frei Otto, Thomas Herzog, Jürgen Joedicke u. a., Zum Werk von Félix Candela. In: arcus, Architektur und Wissenschaft, Band 18 (1992)
 Ramm, Ekkehard und Eberhard Schunck, Heinz Isler – Schalen, Stuttgart 1986
 Siegel, Curt, Strukturformen der modernen Architektur, München 1960
 Specht, Manfred (Hrsg.), Spannweite der Gedanken – Zur 100. Wiederkehr des Geburtstages von Franz Dischinger, Berlin 1987

Abenteuer in Beton

Industrialisierung in der DDR

Kaum hatte er sich des allmächtigen Schattens entledigt, zog der Neue, Nikita Chruschtschow, seinen Schuh und drohte den Architekten: »Jetzt aber besser, schneller und billiger, oder wir sind politisch erledigt.« Während in der Sowjetunion nach Stalins Tod im Jahr 1953 zur wissenschaftlich-technischen Revolution geblasen wurde – die man umgehend triumphal mit dem »Sputnik« einzuläuten verstand –, meinte man in Ostberlin anfangs noch, das Kommando aus dem Kreml diesmal nicht auf sich beziehen zu müssen. Denn das »Tauwetter« verhieß zunächst Befreiung von der Moskauer Abhängigkeit. Zwei Jahre lang verteidigten sowohl der regierende Tischler Walter Ulbricht als auch der Bauakademiepräsident Kurt Liebke die Architektur noch als Kunst und besonderes deutsch-deutsches Verständigungsmedium. Sie sollte nicht primär durch Technik, sondern vor allem durch ein kulturell bezeugendes Konzept für den Sozialismus werben: Man versuchte, die traditionellen bürgerlichen Werte in die Welt des Arbeiters hinüberzueretten. Gediegene Garniturmöbel, wagnerfähige Kulturpaläste inmitten chemischer Industrien, der barocke Geist von Dresden oder die Backsteinsprache der Waterkant dienten als Distinktionsmittel im Systemwettbewerb.

Das Beharrungsbedürfnis überrascht nicht, zieht man den Aufwand in Betracht, mit dem den ostdeutschen Architekten im »Formalismusstreit« von 1951 eben erst die alte Bauhaus-Seele ausgegraben und das Leitbild von der »sprechenden Architektur« der nationalen Traditionen, des Bauens im Kontext und der Urbanität gegen die Erfahrungen des sozialen Wohnungsbaus der Weimarer Republik durchgesetzt worden war. Nun mit ziemlich leeren Händen mit der Forderung nach beschleunigter Industrialisierung konfrontiert zu werden, war wohl peinlich. Mindestens fünf Jahre nämlich waren für wichtige Forschungen und Experimente verloren

gegangen. Die »alten Hasen« waren im dogmatischen Eifer des ersten Fünfjahresplans geradezu systematisch verprellt worden. Wohl gab es eine Reihe von »Sonderforschungsaufträgen« für industrielles Bauen, welche die deutsche Bauakademie in der Nachfolge des Scharounschen »Instituts für Bauwesen« noch zu Beginn der fünfziger Jahre an Architekten wie Carl Fieger in Dessau und Otto Haesler in Rathenow vergeben hatte. Doch ist zum Beispiel von Fieger überliefert, dass er eine folgenschwere Herzattacke erlitt, als ihm Walter Ulbricht 1952 während einer Plenartagung der Bauakademie mit dem berüchtigten Füllhalter in die Projektierungsunterlagen für ein Plattensystem kritzelte. Die erste Garnitur der Praktiker des sozialen Wohnungsbaus, die 1949 mit erklärten Sympathien für die Deutsche Demokratische Republik angetreten war, ist systematisch aufgegeben worden. Hans Scharoun zum Beispiel war »vorläufig« Ende 1950, Mart Stam Ende 1952 gegangen. Karl Brockschmidt, der wohnungspolitische Kopf der Weimarer Republik, hatte auf dem Höhepunkt dieser Entwicklung in Untersuchungshaft Selbstmord begangen. In jenen Jahren warteten Hannes Meyer, Grete Lihotzky und andere vergeblich auf Einladungen zur Mitarbeit in der DDR, während sich einem Absolventen der Pariser École des Beaux Arts wie Wladimir Rubinow schnell alle Türen öffneten.

Diese Vormachtstellung sollten die Traditionalisten nur vier Jahre später für lange Zeit verlieren. Jetzt bestimmten andere darüber, was als fortschrittlich zu gelten hatte – und vieles davon war im Westen zu entdecken. Im Zeichen des Tauwetters ließen die zuvor beiseite geschobenen Modernen keine Gelegenheit aus, den unterdes spürbaren Rückstand zum internationalen Stand der Technik – sei es hinsichtlich der Wohnungsgrundrisse, der Standards oder der Baumaschinerie – zu kritisieren. Man holte sich zunächst den »Altmeister des modernen Bauens« Hans Schmidt aus der Schweiz, damit er in einem eigens eingerichteten Institut für Typung für einen raschen Ausgleich Sorge. Schmidt-Basel, wie er sich nannte, fungierte tatsächlich als eine internationale Beratungs- und Vermittlerinstanz. Seinen Empfehlungen und UIA-Kontakten folgend kamen bis weit in die sechziger Jahre gefragte Experten, herzlich empfangene Freunde und Genossen im Geiste bevorzugt aus Frankreich, Italien oder Brasilien. Dieses wissenschaftlich noch nicht aufgearbeitete Kapitel der DDR-Industrialisierungsgeschichte wurde theoretisch von dem unter Hans Schmidt seit 1959 am Institut



2

**2 Plattenbau-Baustelle
in Hoyerswerda, 1957.
5-MP-Plattenbau mit
Neufertschem Portal-
kran**

ten je Einheit um ein Drittel bedeutete. Während die verwöhnten Meisterarchitekten der Kunstperiode noch wie die Kaninchen auf die Schlange starteten, rollte die Industrialisierung, vor allem angeführt von Fachschulingenieuren und alten Routiniers der Bauindustrie, wie eine Walze an. Sie drohte, wie BDA-Präsident Hanns Hopp 1959 schließlich feststellen musste, die Architekten einfach zu »überrollen«. Die Fachleute aus den ehemaligen Baukonzernen wie Dyckerhoff & Widmann oder Holzmann AG hatten die Gunst der Stunde genutzt und das Steuer ergriffen, um fern jeder musischen Regung primär ökonomisch und technisch orientierte Programme zu etablieren. Vor diesem Hintergrund erwähnte Hans Schmidt die sich tendenziell der Industrialisierung verweigernden Architekten nachdrücklich, ihre ureigene Domäne nicht preiszugeben und die »Vorschläge der Ingenieure kritiklos zur Grundlage ihrer Projektierung zu machen«. Denn dies hieße in letzter Konsequenz, die Technik lediglich ästhetisch zu frisieren, statt zum Ausdruck ihrer inhärenten Schönheit vorzustoßen, die Kunst in der Technik zu entdecken. Diese weitsichtige und zutreffende Prognose kommender »Fassadenkosmetik« zielte gegen die »Macher« der Typenprojektie-



1 Vorstellung des 5-MP-Plattenbaus auf der Bauausstellung, Berlin, Stalinallee, 1956 (Walter Ulbricht, Gerhard Kosel, Nikita Chruschtschow)

für Theorie und Geschichte der Baukunst der Deutschen Bauakademie versammelten exklusiven Think-Tank getragen, zu dem neben dem Spanier Manuel Sanches-Arcas¹ und dem Perser Silvio Macetti² zeitweilig auch René Sarger³ aus Paris gehörte. In unmittelbarem Kontakt zur Entwurfspraxis bemühte sich jene, gerade um jüngere, experimentierfreudige Absolventen erweiterte Gruppe im stetigen Widerstreit mit den pragmatisch bauwirtschaftlich argumentierenden Ingenieuren in der DDR, zum internationalen Entwicklungsstand vorzustoßen und baukünstlerisch verantwortbare, ästhetisch befriedigende Typenentwürfe durchzusetzen. Doch sie traten, wenn auch mit Appel & Pflanz, Prouvet, Tournant und der linken UIA-Präminenz im Rücken, gegen eine übermächtige Institution an: gegen den pragmatisch-trockenen deutschen Bauingenieur.

Seit der ersten Baukonferenz der DDR im April 1955 wurden unter der Leitung Gerhard Kosels – der bis dahin am Aufbau des sowjetischen Raumfahrtzentrums mitgearbeitet hatte – Konzepte für die nachzuholende Industrialisierung des Bauwesens erarbeitet (Bild 1). Der zweite Fünfjahrplan forderte, bis 1960 zusätzlich 100000 Wohnungen zu bauen. Der Aufwand pro Wohnung wurde auf 22000 Mark festgelegt, was eine Senkung der bisherigen Kos-

1 Sanches-Arcas, Manuel, Form und Bauweise der Schalen, Berlin 1961

2 Macetti, Silvio, Großwohneinheiten, Berlin 1968

3 Autorenkollektiv, Berechnung von Seiltragwerken mit schwerem Dach über kreisförmigem Grundriß. Radiale Hängekonstruktionen und Seiltragglieder. Vorspannung von Hängedächern mit schwerer Eindeckung. Reihe Industriebau, Heft 16, Berlin 1968 – Autorenkollektiv, Raumfachwerke aus Stahl. Stabnetzformen, Stabnetzfaltwerke und Stabroste. Leichte Umhüllungen für Kalt- und Warmbauten. Reihe Industriebau, Heft 19, Berlin 1968

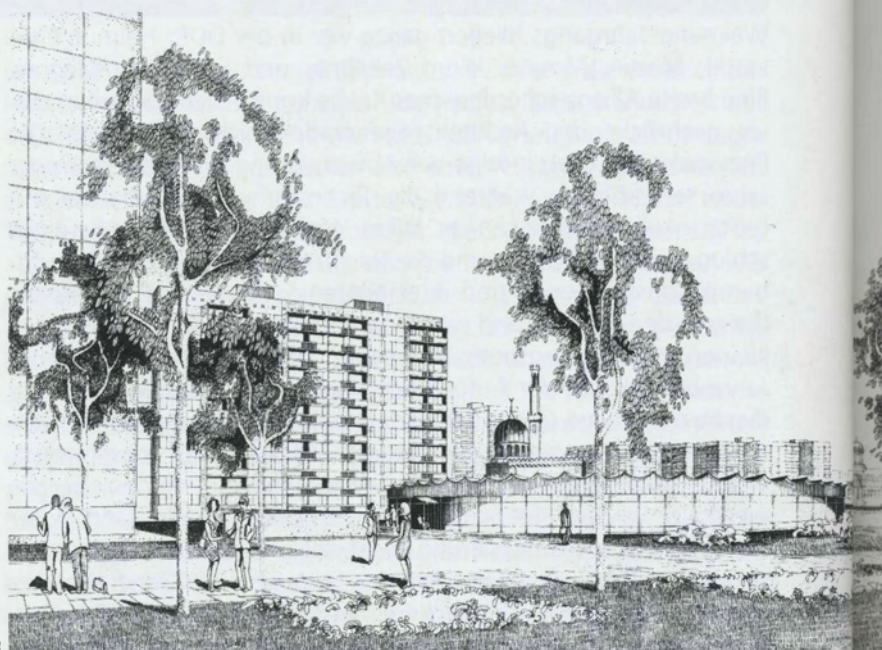
rung und Bauforschung wie Rudolf Schüttauf, Karl-Heinz Schultz, Franz Latus, Otto-Heinz Ledderbogge, Josef Hafrang und Gerhard Heroldt, die mit teuren Kränen in Lübbenau und auf den anderen Baustellen der Republik im Maßstab 1:1 experimentierten (Bild 2). Die anfänglichen Versuche mit dem Neufertschen System scheiterten. Die Doppelkräne erwiesen sich als viel zu starr, die mobilen Fertigungsbetriebe schon bald als nicht wetterfest. Die Blockbauweise wiederum war wenig effizient, da sie weiterhin alle traditionellen Gewerke am Bau erforderte und darüber hinaus in der Montage, am »Schwanenhals«, hohe Materialverluste mit sich brachte und zudem unfallträchtig war. Sie wurde, technisch unausgereift, vor allem wegen des hohen Unfallrisikos aufgegeben. Schmidt kritisierte, dass die Industrialisierung in der DDR gewissermaßen »am falschen Ende« begonnen hätte, beim Rohbau mit seinen großen Gewichten und bei der Baustelle mit den teuren Kränen.

Der exzessive, intellektuell nicht vorbereitete Industrialisierungsschub Mitte der fünfziger Jahre hatte katastrophale Folgen. 1956 erreichte die Abwanderung von Architekten in die Bundesrepublik einen Höhepunkt. Von 36 gut ausgebildeten Absolventen eines Weimarer Jahrgangs blieben ganze vier in der DDR: Helmut Trautzettel, Martin Wimmer, Gerd Zeuchner und Karl-Heinz Megow. Eine breite Allianz schöpferischer Kräfte konnte sich so auch in dieser nachrückenden Architektengeneration nicht entwickeln. Die Personaldecke blieb infolge der Abwanderung bis in die sechziger Jahre sehr dünn – während die Techniker und Pragmatiker mit besten Aufstiegschancen ihr stilles Werk verrichteten. Allerdings schlugen sich der Druck und die Nachfrage nach wieder verwendbaren Konstruktionen und intelligenten Systemen auf die Ausbildung in den Schulen und die Neuererbewegung in den hundert kleinen Projektierungsbetrieben nieder. Fast jede Diplomarbeit jener Jahre begann mit der Aufgabenstellung, ein Baukastensystem für diesen oder jenen Gebäudetyp zu entwickeln. Studenten wie Tüftler wurden mehrere Jahre lang ausschließlich darauf konditioniert, eigene Lösungen zu entwickeln und ex nihilo zu erfinden. Gerade wer jung war und die Schwächen der Älteren spürte, fand in der Aufgabe der Industrialisierung nicht allein Selbstbestätigung und berufliches Profil, sondern auch eine berauschende Generationserfahrung. Nach der Zuckerbäckerei der Stalinzeit erlebten Tabellen, Integrale und die »Methode des kritischen Wegs« eine ungeahnte

3 Planung für die Havelbucht, Potsdam. Schalenbauten setzen bewußt den poppi-gen Kontrast zur seriellen Anmutung der Großwohneinheiten. Tatsächlich wurde (etwa) an der in der Lichtpause angegebenen Stelle das Restaurant »Seerose« errichtet (s. Seite 66)

Blüte. Hier konnte man seine Intelligenz und planerische Kompetenz beweisen. Kosten und Material zu sparen, große Spannweiten zu realisieren, aber auch schwere, körperliche Arbeit zu reduzieren: Dies ließ sich mit engagierter Projektierung, qualifizierter Kopfarbeit erreichen. Die Japaner machten es vor, wie eine rohstoffarme und kriegsgeschädigte Volkswirtschaft einen ungeahnten Aufschwung nimmt. Insofern war die Industrialisierung in der DDR nicht allein ein technokratisches, sondern ein kulturelles Projekt. Es ging dabei um den Auftritt und die Semantik eines modernen deutschen Sozialismus auf internationalem Parkett.

Auch ein Blick auf die enormen Verluste, Rückschläge und teuren Pleiten der fünfziger Jahre erklärt die allgemeine Genugtuung, als sich schließlich die leichten Rapidkräne mit 5-Megapond-Gewichten fließend auf den Taktstraßen bewegten: Es lief fast wie am Schnürchen. In späteren Jahren wurden so viele Wohnungen gebaut, dass draußen in Marzahn zwanzig Mal am Tag der Möbelwagen kam. Diese Zeit in den Sechzigern kannte ihr »Clondyke-Fieber«, hatte ihre Helden, die »Ballas«, die der »Spur der Steine«

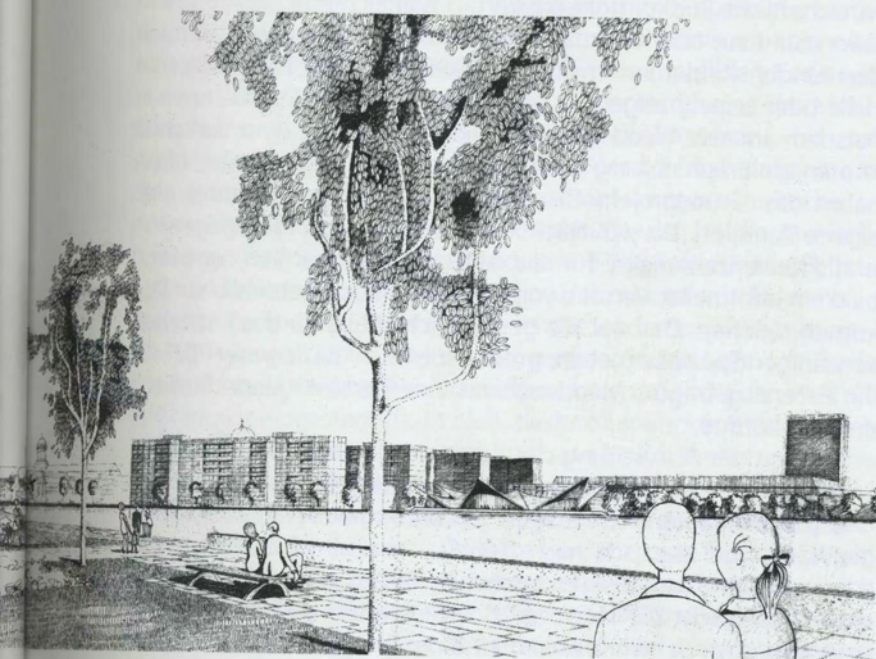


3

folgten und denen Romane und Filme gewidmet waren.⁴ Es gab sie wirklich, die legendären Männer, für die Bauen ihr Leben war, und zu denen neben Richard Paulick, Manfred Zumpe oder Hans Schmidt eben auch Ulrich Müther gehörte. Jeder, der Romane wie »Franziska Linkerhand« gelesen hat, kennt auch die Skrupel und Differenzen in den »Häuserfabriken« von Hoyerswerda, Schwedt oder Halle-Neustadt. Dennoch glaubten junge enthusiastische Leute an das Gelingen der Idee, erst »jedem eine, später dann jedem seine Wohnung« geben zu können. Auch stieß das Gleichheitsprinzip aus dieser Sicht auf breiteste Akzeptanz. »Nun gut, wir waren damals jung, und wir wollten es erst mal anders machen als die Alten, das war der Ausgangspunkt. Und wenn so eine neue technische Möglichkeit dann plötzlich kommt, Sechs-Meter-Spannbeton, na, dann sagt man: Was kann man daraus alles machen?«⁵ Während für den Wohnungsbau 1963 der Plattenbau-Archetyp, die erfolgreiche Typenserie P2 entwickelt wurde, blieb der Gesellschaftsbau noch längere Zeit von der totalen Typisierung verschont. So wurde es im Städtebau der sechziger Jahre üblich, die Wirkung

4 »Balla« heißt der unheldische Hauptheld im Roman »Spur der Steine« von Erik Neutsch (1965), der für den anarchistischen Ausreißertyp und Wundertäter steht. Das Buch wurde von Frank Beyer 1966 mit Manfred Krug verfilmt. Der Film wurde jedoch gleich verboten und wurde erst 1990 wieder öffentlich aufgeführt.

5 Tempolinsen und P2. Alltagskultur in der DDR, S. 96



der seriellen Rasterfassaden poppig mit individuellen Großplastiken zu kontrastieren. Das Primat des rechten Winkels forderte gerade- zu kurvige und kreisförmige Geometrien heraus, die als spannende plastische Kontrapunkte kompositorische Akzente setzten und dazu beitrugen, Wohngebieten und städtebaulichen Panoramen einen eigenen Charakter zu verleihen, sie als Orte unterscheidbar zu machen. Im Zusammenspiel mit Hochhäusern und langgezogenen Scheibenhäusern fungierten gerade die hyperbolischen Paraboloide als veritable »Landmarken« (Bild 3).

Zur Ausstattung eines Stadtarchitekten gehörte damals als wichtiges Arbeitsmittel das zweibändige Loseblattverzeichnis aller in der DDR registrierten Projektierungsbüros. Hatte eine Zweigstelle der Bau- und Montagekombinate, ein Team der Reichsbahn, die Projektierungsabteilung eines Hafens oder eben eine PGH auf Rügen irgendein interessantes Objekt realisiert, genügte ein Anruf, um sich die Unterlagen kommen zu lassen. Immerhin hatten diese meist für Industriebauten entwickelten raren Stabnetzwerke, HP-Schalen oder Seilkonstruktionen schon einmal die technologische und bauwirtschaftliche Endkontrolle passiert. Das erleichterte die Argumentation, und zur Not fuhr man mit dem Bürgermeister hin, um sich den runden Kindergarten oder den aufgehängten Parkpavillon in Halle oder Leipzig zeigen zu lassen. Wer für seine Stadt – etwa in Potsdam am sensiblen Havelufer (Bild 3) oder über dem Verkehrsknoten am Brauhausberg – etwas ganz Augenfälliges wollte, übernahm das Grundprojekt für eine örtliche Anpassung oder eine eigene Variation. Da sich Nachbauten in Form von Prestigegewinn und Prämienzahlungen für die »Neuerer« auszahlten, entstand bald ein informeller Vertrieb von Blaupausen und betrieblichen Dokumentationen. Das war die geschäftliche Basis für das Entstehen von einigen Spezialbetrieben, unter denen sich die Rügener PGH für ihr äußerst gefragtes Marktsegment eine herausragende Stellung erobern konnte.

Erst mit der Ausweitung der Typenprojektierung auf komplette Sortimente für alle im »Komplexen Wohnungsbau« notwendigen Gesellschaftsbauten ließ nach der Einführung der WBS 70 ab 1973 die Nachfrage drastisch nach. Für Stadtplaner wurde es extrem schwierig, von den festgeschriebenen Richtlinien noch abzuweichen. Das macht die reizvollen Schalenbauten oder Seilnetzkonstruktionen für Schwimmhallen zu einer zeitgebundenen Erschei-

nung der Übergangsphase zwischen den sechziger und mittsiebziger Jahren. Ihre Existenz ist ein zuverlässiges Datierungsmittel für städtebauliche Ensembles und Parkanlagen der Reform- und Experimentierphase der DDR während des »Neuen ökonomischen Systems«, das auf autonome marktwirtschaftliche Prozesse und hohe Eigenverantwortung der Wirtschaftseinheiten gesetzt hatte.

Gerade mit dem »Wohnungsbauprogramm« von 1973, das vorsah, bis 1990 die Wohnungsfrage durch den Bau von drei Millionen Wohnungen zu lösen, trat unter dem ausschließlichen Versorgungsparadigma im industriellen Bauen schließlich der »Süß-Brei-Effekt« ein. Das Töpfchen der »Häuserfabriken« kochte und dampfte, und vom perfekten Baukasten, von der nun fälligen Individualisierung der ersten, inzwischen veralteten Serien durfte plötzlich nicht mehr die Rede sein. Nur keine Experimente, wo die Sache so schön in Gang gekommen war: Es gab schließlich 42 Plattenwerke mit einer Kapazität von 100000 Wohnungseinheiten im Jahr. Die mussten laufen und sich amortisieren. Auch hatten die zur effizienten Umsetzung des Wohnungsbauprogramms gebildeten riesigen Kombinate, denen die Architekten im Angestelltenstatus unterstellt waren, als politisch geförderte Monopolisten kein wirtschaftliches Interesse an Einkäufen, schwer kompatiblen Konstruktionssystemen oder aufwändigen Neuentwicklungen. Jeder Mehraufwand schlug sich nach Ansicht der Hauptökonomien – bis zum mühseligen Beweis des Gegenteils Mitte der achtziger Jahre durch die Architekten um Wolf-Rüdiger Eisentraut – negativ zu Buche.

Die Bildung der Wohnungsbaukombinate war für die Architekturentwicklung extrem kontraproduktiv. 1968 war für die Bebauung an der Leipziger Straße in Berlin unter Werner Strassenmeier, Manfred Zumpe und Peter Schmiedel das letzte Baukastensystem – die SK – entwickelt worden. Ein ganzes Sonderheft der Reihe »Bauinformation« über Neuentwicklungen von Serien, darunter die »P4« wurde eingestampft. Es hieß, die Kombinate könnten die Vielfalt des kompletten Systems logistisch und kaufmännisch nicht umsetzen. Es zwang sie allerdings auch niemand, dies zu lernen.

Das endgültige »Aus« kam im Gegenteil mit der »Industriepreisreform«, die eigentlich dazu gedacht war, abermals Marktkräfte im Sozialismus zu simulieren. Die Plattenwerke hatten fortan nur noch Interesse an einer einzigen Kennziffer, der IWP (Industrielle Warenproduktion), am abgesetzten Produkt. So wurde das Haus – mitten

im Sozialismus – zur Massenware. Der Vorgang schlug sich auch sprachlich nieder: Der »Baukasten« für ein neues »vitruvianisches« Zeitalter des industriellen Bauens, von dem Hans Schmidt geträumt hatte, war zum »Erzeugnissortiment«, zur »Produktpalette« verkommen. Aus dem »System« wurde die »Serie«. Architekten und Erfinder waren eigentlich nicht mehr gefragt.

Spätestens von diesem Zeitpunkt an hatte jede seriöse Entwurfsarbeit, die Behauptung ästhetischer Ansprüche, ja sogar bereits das Sprechen oder Schreiben über Architektur als Kunst per se den Charakter der Subversion gegen die Institutionen des Bauwesens. Es gab neben der immer beliebteren Rekonstruktion von Altbausubstanz zwei Möglichkeiten, trotz aller Hemmnisse und gestutzter Flügel weiterhin Architekt zu bleiben. Einmal war das die Qualifikation der 10 bis 20 Prozent des Produktionsvolumens umfassenden so genannten »Edelplatte« für den innerstädtischen Wohnungsbau. Peter Baumbach, Wulf Brandstätter, Sigrid Schaller, Peter Meyer und Till Dorst gelangten hier zu bemerkenswerten Ergebnissen. Weiterhin erbrachten seit Ende der siebziger Jahre Architekten unter der Leitung Wolf-Rüdiger Eisentrauts mit intelligent projektierten Gesellschafts- und Gewerbebauten für die großen Ostberliner Neubaugebiete Marzahn, Lichtenberg-Ost und Hohen-schönhausen erfolgreich den Nachweis der Leistungsfähigkeit des Typensortiments, des Baukastens. In Zeiten, als zum Entsetzen aller Modernen in Berlin Nikolaiviertel und Grandhotel als Camouflage-Architektur entstanden, waren die Zentrumsbauten in Marzahn, das Wohngebiet Brunoswarte in Halle oder Peter Meyers Wohnhaus am Checkpoint Charlie in Berlin letzte Beweise für die mögliche Einheit von Kunst und Technik – als ein nur noch schwacher Widerschein jenes Aufbruchs der sechziger Jahre zu industriellen Formsprachen.

Die Industrialisierung in der DDR wird gewöhnlich von ihrem fatalen Ausgang her betrachtet und bislang zu Unrecht als historisch und theoretisch uninteressant abgetan. Dabei überlagern sich Ende der fünfziger Jahre mindestens drei radikale Veränderungsprozesse im Bauwesen, die in der europäischen Baugeschichte von großer Bedeutung sind und allein wegen ihrer Komplexität innerhalb kurzer Zeit gar nicht auszusteuern waren. Städtebaulich beeinflusst die Vorfertigung mit ihren Taktstraßen und Kranradien die Entwürfe, die freie Bebauung wird Planungsleitbild. Die Großtafel

verändert die Tektonik des Bauwerks und seinen semantischen Code. Die ästhetische Bedeutung des traditionellen Einzelhauses oder der gewachsenen städtischen Strukturen wird an die Plangrafik und an das Großmodell des Häuserensembles abgegeben. Dabei geht die Bildhaftigkeit des Einzelbauwerks auf den Gesamtplan oder das städtebauliche Panorama über. Die Perspektive verlässt das Gesichtsfeld des sich ebenerdig bewegenden Stadtbewohners zugunsten der Hubschrauberposition. Und gleichzeitig kommt zu diesen an sich bereits umwälzenden ästhetischen Innovationen die Absage an tradierte urbane Gebäudetypologien. Dies geschieht wider frühere Erkenntnis (Stalinallee) letztlich aus rein investitionspolitischen Gründen. Weil es nicht gelingt, die einzelnen gesellschaftlichen Investitionsfonds zu koordinieren, geht man dazu über, statt der Mehrzweckbauten nun säuberlich getrennte Baukörper für den Wohnungsbau einerseits, Handel und Gewerbe sowie öffentliche Einrichtungen andererseits zu entwickeln. Hier haben baugeschichtlich die Schalen Ulrich Müthers ihren Platz. Sie verkörpern das Bekenntnis zu einer idealen wie innovativen industriellen Kultur, das Vertrauen in die Schönheitspotenziale moderner technischer Konstruktionen und eine große Liebe zu den Materialeigenschaften des Betons.

Bedenkt man dies, dann ist es zu bedauern, dass in dem Kompositum »Betonkopf« der Baustoff negativ für Starrheit und Unbeweglichkeit steht, wo es doch eine Zeit gab, in der sich der Schritt in neue Räume und die Befreiung von der Last der Konvention gerade über Betonbauwerke vermittelten.

Literatur

- Suter, Ursula u. a., Hans Schmidt, 1893–1972. Architekt in Basel, Moskau, Berlin-Ost. Zürich 1993
Hannemann, Christine, Die Platte: Industrialisierter Wohnungsbau in der DDR, Braunschweig/Wiesbaden 1996
Heym, Stefan, Die Architekten, Berlin 2000
Reimann, Brigitte, Franziska Linkerhand, Berlin 1998
Engler, Wolfgang, Die Ostdeutschen, Kunde von einem verlorenen Land, Berlin 1999

Kerstin Weinstock

Ulrich Müther

Vom Land-Baumeister zum Schalenbauer

Mit der Erfindung des bewehrten Betons konnten sich auch Kuppelkonstruktionen von alten Baukonventionen lösen. Der Steinblock wurde gleichsam durch »gießbaren Fels« ersetzt. Damit war der womöglich intelligenteste Baustoff ins Spiel gebracht. Statt kleine Bauelemente aneinander zu reihen, konnte nun mit gegossenen, größeren und zusammenhängenden Flächen gearbeitet werden. Der armierte Beton übernimmt Zugspannungen und ermöglicht dadurch – anders als bei Druckgewölben – freie geometrische Formen. Die dünnwandige Schale kann als »bewehrte Beton-Membran« gleichzeitig Druck, Zug und Schub über Form und Festigkeit der Konstruktion aufnehmen.

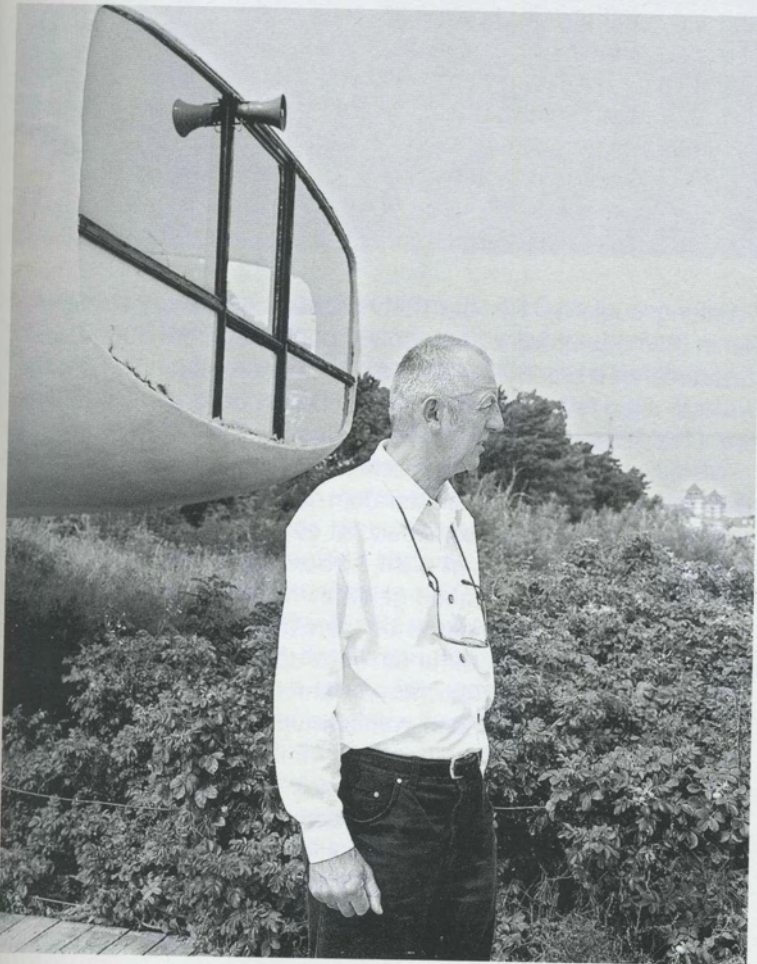
Die Geburtsstunde der Schalen lässt sich auf den Bau des ersten Zeiss-Planetariums datieren. Es erhielt bereits 1922/23 eine Spritzbetonkuppel mit 16 m Spannweite. Das Carl-Zeiss-Werk in Jena stellte dafür das stählerne Stabnetzwerk mit hoher Präzision her. Nur so konnten die bis dahin ungewohnten Anforderungen an die geometrische Genauigkeit der inneren Projektionsfläche erfüllt werden. Die 3840 Stäbe mit den dazugehörigen Knoten hatten ein Gewicht von 3600 kg. Das entspricht 9 kg/m² oder einer durchschnittlichen Blechstärke von 1,1 mm.

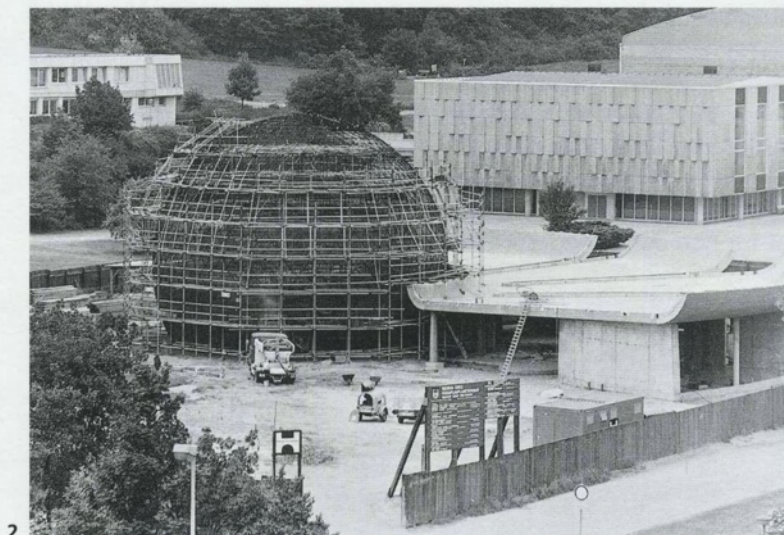
Mit einer 40 m weit gespannten und nur 6 cm dicken Kugelschale, die in den Jahren 1924/25 unter der Leitung von Franz Dischinger (1887–1953) für die Schottwerke in Jena gebaut wurde, begann der moderne Schalenbau. In den darauf folgenden Jahren wurden die zunächst experimentell gefundenen Lösungen wissenschaftlich untermauert und Rechenmodelle auf der Grundlage von bereits gebauten Schalen und der Elastizitätstheorie erarbeitet.

Es blieb lange still um die Schalenbauweise. Erst in den sechziger Jahren wurden, vor allem durch neue Berechnungsverfahren vorangetrieben, Hyparschalen wieder als Thema aufgegriffen. Dass sie

ausgerechnet in der DDR populär wurden, mag auch mit der notorischen Materialknappheit des Realsozialismus zu tun haben; noch entscheidender mögen jedoch ästhetische Gesichtspunkte gewesen sein – lassen sich doch im Schalenbau elegante und zugleich imposante Baukörper zaubern, da große Weiten scheinbar mühelos und leicht überspannt werden können. Ein Netzwerk aus Stahl bildet die formgebende Grundlage dieser Bauweise. Das Netzwerk ist für den dann aufgespritzten Beton sozusagen »Putzträger« und

1 Ulrich Müther vor der von ihm 1968 in Ferrozement-Schalbau errichteten Rettungsstation, Binz, 1999

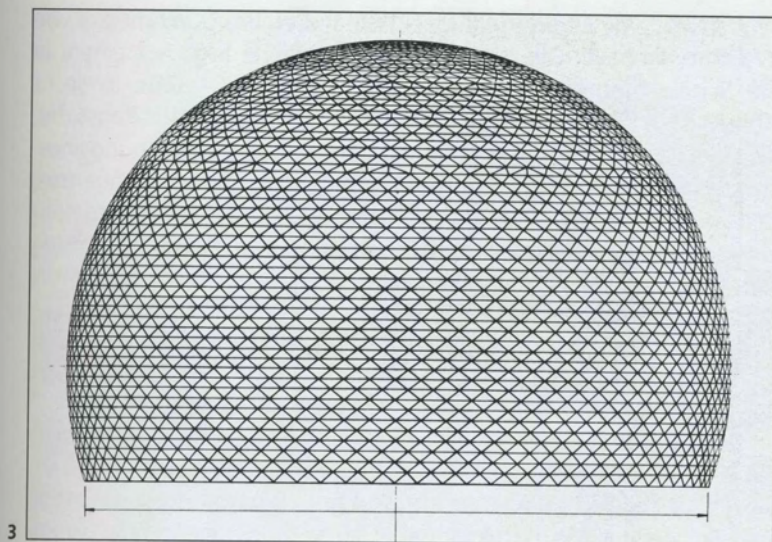




2

Schalung zugleich. Für das Stabnetzwerk des Großplanetariums Berlin (Bild 3) wurden zum Beispiel 20000 Stäbe mit 6000 Knoten zusammengeschraubt. Solche Konstruktionen tragen ihr Eigengewicht in allen Phasen der Herstellung des – ringförmig aufgespritzten – Frischbetons und des Endzustands.

»Das ist ein bisschen Uhrmacherarbeit«, meinte Ulrich Müther (Bild 1), »wie ein Keramiker, der dem Ton eine Form gibt, machen wir es mit Beton.« Ganz so einfach ist es wohl nicht: Phantasie und Formgefühl allein genügen nicht, neben der Idee muss noch eine ganze Menge Ingenieurarbeit geleistet werden – nicht nur bei der Bemessung, sondern genauso bei den Überlegungen zur Herstellung. Ulrich Müther hat dafür die Betonspritztechnik, ein sonst nur bei der Betonreparatur übliches Verfahren, angewendet und konsequent für den Schalenbau weiterentwickelt. Ulrich Müther, der »Schalenbauer der DDR«, hat über fünfzig doppelt gekrümmte Schalenkonstruktionen realisiert, die sich – nicht nur hinsichtlich der Standfestigkeit und Dichtigkeit – bewährt haben. Einige seiner Schalenbauten sind in Denkmallisten erfasst. Dass viele Bauten dennoch trostlos und heruntergekommen aussehen, liegt nicht an mangelnder Bauqualität, sondern daran, dass sie leerstehen. Gebäude, die nicht genutzt werden, verfallen. Bei Müthers Schalen-



3 Planung für das
Stabnetzwerk des
Großplanetariums,
Berlin, 1986

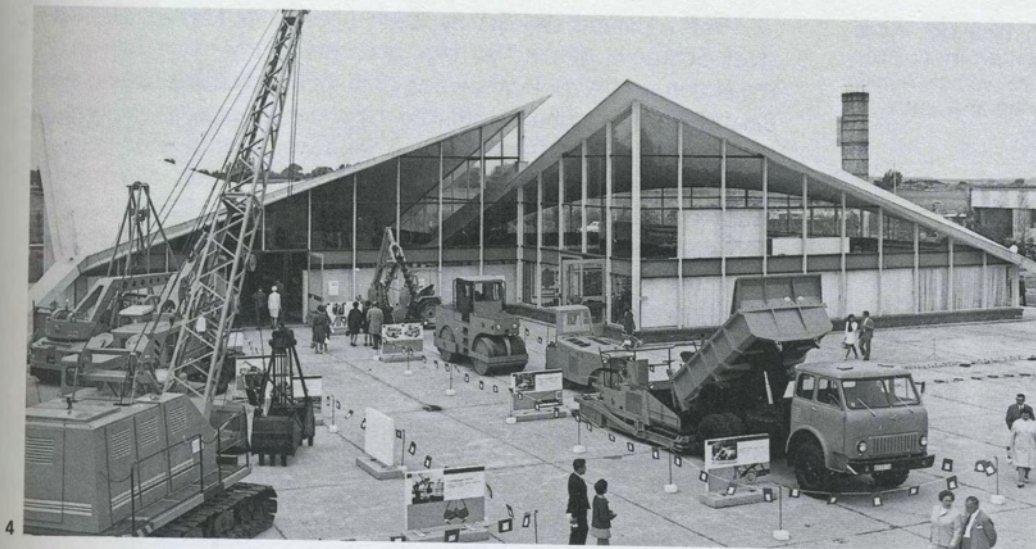
konstruktionen kommt außerdem hinzu, dass etliche in den »Wendestruel« gerieten, der Überkommenes obsolet machte und neue Nutzungen mit neuen Hüllen versah, mit Hüllen ohne Geschichte.

Ulrich Müther ist es zu DDR-Zeiten gelungen, durch die Kombination von gestützten und aufgehängten Bewehrungsnetzen, anspruchsvolle Schalenkonstruktionen zu planen und im Spritzbetonverfahren herzustellen. Dabei verfiel er nicht in Routine. Jede neue Bauaufgabe war für ihn eine Herausforderung, die im Schalenbau möglichen, leichten und zugleich kraftvollen Formen zu modifizieren und weiterzuentwickeln. Dass er sich überhaupt mit dem Thema Betonschale befasste, war für ihn eine logische Konsequenz aus dem engagierten Studium des konstruktiven Ingenieurbaus. Beim Schalenbau lassen sich mit geringem Materialeinsatz architektonisch reizvolle und optimal nutzbare Bauten errichten. Daran hat er konsequent gearbeitet, nicht nur hinsichtlich der Berechnung und Konstruktion, sondern auch bei der Anwendung sinnvoller Herstellungs- und Bemessungsverfahren.

In Ulrich Müther fanden die Hyparschalen ihren Protagonisten, mit seiner Arbeit im Familienbetrieb und – zu DDR-Zeiten – im VEB Spezialbau Rügen. Seine Planetariumsbauten entwickelten sich zu einem Exportschlager der DDR. 1980 wurde das Planetarium in

Wolfsburg, eine Dreiviertelkugelschale mit einem Durchmesser von 17,80 m, gebaut. Die innere Projektionsfläche liegt auf einem in die Schale eingespannten Ringträger. Betont wurde in sechs Abschnitten. Während der Arbeiten hat das Institut für Baustoffe, Massivbau und Brandschutz der TU Braunschweig Dehnungsmessungen durchgeführt, ein positiver Beitrag zum nie ganz abgerissenen innerdeutschen Dialog. Sie ergaben, dass die im Spritzbetonverfahren hergestellten Ringabschnitte verhältnismäßig früh Lasten des Frischbetons übernehmen können. An die Aufträge für die Zeiss-Planetarien in Tripolis, Libyen, in der VW-Stadt Wolfsburg, in Kuwait und Helsinki kam Mütter über das DDR-Vorzeigekombinat Carl-Zeiss-Jena, das seine Planetariums-Technik – zusammen mit Mütters Kuppeln – gegen Valuta verkaufen konnte.

Wie wurde aus einem Land-Baumeister der »Schalenbauer«? Nicht nur theoretische Abhandlungen und Berechnungen der Tragwerke, auch die Bauausführung und das unternehmerische Risiko bei der Herstellung hatte er dabei zu verantworten. Wie konnte dieses Lebenswerk ausgerechnet unter den Bedingungen des real existierenden Sozialismus im (Nord-)Osten Deutschlands gelingen? War es die Umsetzung einer Vision oder ganz bodenständige, pragmatische Lebensbewältigung im heimatlichen Umfeld? Dem Unternehmersohn aus Binz – sein Vater war Architekt und betrieb das 1922 gegründete Bauunternehmen – wurden in der DDR Abitur und Studium auf direktem Weg verwehrt. Viele Menschen mit vergleich-baren Schicksalen entschieden sich zu der Zeit für einen Neuanfang im vermeintlich »goldenen« Westen. Mütter blieb in der DDR, er lernte Zimmermann, war ein Jahr Geselle und nahm dann an der Ingenieurschule in Neustrelitz das Studium zum Bauingenieur auf, um dann auf Umwegen doch zum angestrebten Ziel zu kommen. Als Anfang der fünfziger Jahre durch die Enteignungen im Zuge der »Aktion Rose« zahlreiche Pensionsbesitzer und Privatunternehmer auf Rügen ihre Häuser verloren – ihnen wurde Spekulantentum unterstellt – wurden auch die Mütters enteignet. Nach den Arbeiterunruhen des 17. Juni 1953 bekam die Familie ihre Baufirma zurück. Die SED hatte sich für kurze Zeit zu einem moderateren Umgang mit kleinen Unternehmern entschlossen, die zunächst noch für den Wiederaufbau gebraucht wurden. »In den Folgejahren wurde der Druck immer stärker«, erinnert sich Mütter. 1960 wurde das Unternehmen in eine Produktionsgenossenschaft



**4 Bau der Messehalle
in Rostock-Schutow,
1966 (s. Seite 36)**

(PGH) umgewandelt. Ulrich Müther, der inzwischen sein Fachschulstudium beendet und nach vier Jahren Berufspraxis mit der Planung von Kraftwerken in Berlin ein Fernstudium des Bauingenieurwesens an der TU Dresden aufgenommen hatte, war 1958 Technischer Leiter des Familienunternehmens geworden und wurde nun PGH-Vorsitzender.

Seine 1963 angefertigte Diplomarbeit wurde in Binz realisiert: Der Mehrzwecksaal eines Ferienheims wird von einer Hyparschale überspannt (siehe Seite 35). Sein erster Schalenbau war zugleich der erste in Ostdeutschland. Fast 14 Monate rechnete er an seinem Erstlingswerk, das nicht nur für die damalige DDR eine Besonderheit war. Seine große Neigung zu statischen Berechnungen und die hervorragende Ausbildung in Dresden schlugen sich in dem Bau nieder. Er wollte zeigen, dass trotz aller Steine auf seinem Weg doch etwas aus ihm geworden war. 1972 wurde die PGH als eine der ersten Genossenschaften zu einem volkseigenen Betrieb, zuerst vom Kreis und dann vom Bezirk geleitet, und Ulrich Müther wurde VEB-Direktor. Er hatte die Firma kontinuierlich auf Spezialbetonarbeiten ausgerichtet, was wohl verhinderte, dass das Unternehmen in ein Kombinat eingegliedert wurde – womit es seine Sonderstellung verloren hätte.

1 Diese Idee wurde übrigens im August 1999 von der Autorin selbst angeregt.

1966 entstand das Schalendach über einer Messehalle in Rostock-Schutow, ganze 150 Tage brauchte Muther vom Beginn der Projektierung bis zur Realisierung (Bild 4). Dies war der Beginn eines Berufslebens mit einem außerordentlich umfangreichen Wirken im Blickfeld der DDR-Öffentlichkeit – denn wer kannte seine markanten Bauwerke an prominenten Plätzen nicht? Den »Teepott« in Warnemünde (siehe Seite 46), das »Ahornblatt« (siehe Seite 56) und das Planetarium in Berlin, das Ruderzentrum in Dresden, die Schlitten- und Bobbahnen in Oberhof und Altenberg, die Mehrzweckhallen in Magdeburg und Neubrandenburg (siehe Seite 60), den Musikpavillon direkt am Wasser in Sassnitz auf Rügen (siehe Buchtitel und Seite 70). Mit den zahlreichen Bauwerken im Betonspritzverfahren sicherte sich Muther seine Alleinstellung als Spezialist – an sich in der DDR eine verpönte Stellung. Doch wollte man Bauten wie die Oberhofer Bobbahn, die weltweites Renommee einbrachten, so kam man auch um Muther nicht herum.

Wie alles Gebaute sind auch Muthers Schalen Kinder ihrer Zeit und entstanden vor einem bestimmten gesellschaftlichen Hintergrund – im konkreten Fall dem der DDR. Allein deshalb dürfen sie jedoch nicht der Abrissbirne zum Opfer fallen. Ganz im Gegenteil: Der Ansatz der sparsamen Verwendung des Betons bekäme so manch einem postmodernen Klotz auch ganz gut. Die bauliche Umsetzung Idee vom leichten Beton ist Muthers Nachlass. Es ist mehr als einen Gedanken wert, sich mit der Sicherung dieses Erbes zu befassen. Dabei die Verbindung zu einem anderen Sorgenkind der deutschen Baugeschichte herzustellen war naheliegend. Im Juni 2000 wurde ein Ulrich-Muther-Archiv in Prora eröffnet.¹ Ein kleiner Baustein zur Belebung der fünf Kilometer langen Immobilie am Strand der Prorer Wiek – geplant für »Kraft durch Freude«-Ferien im Dritten Reich, zu DDR-Zeiten ein weißer Fleck auf der Landkarte und bis jetzt ein weitgehend leerstehendes und im Bestand gefährdetes Stück im innerdeutschen Immobilien-Monopoly.

Wilfried Dechau

Kühne Solitäre

Ulrich Müthers Schalenbauten,
Fotos von 1999 und 2000



Mehrwecksaal für das
Ferienheim »Haus der
Stahlwerker«, heute:
Speisesaal des Hotels
»Vierjahreszeiten«,
Binz, Rügen, 1963

Hyparschale über einer
Grundfläche von 200 m².
Müther realisierte mit
diesem Mehrwecksaal
seine 1963 angefertigte
Diplomarbeit.

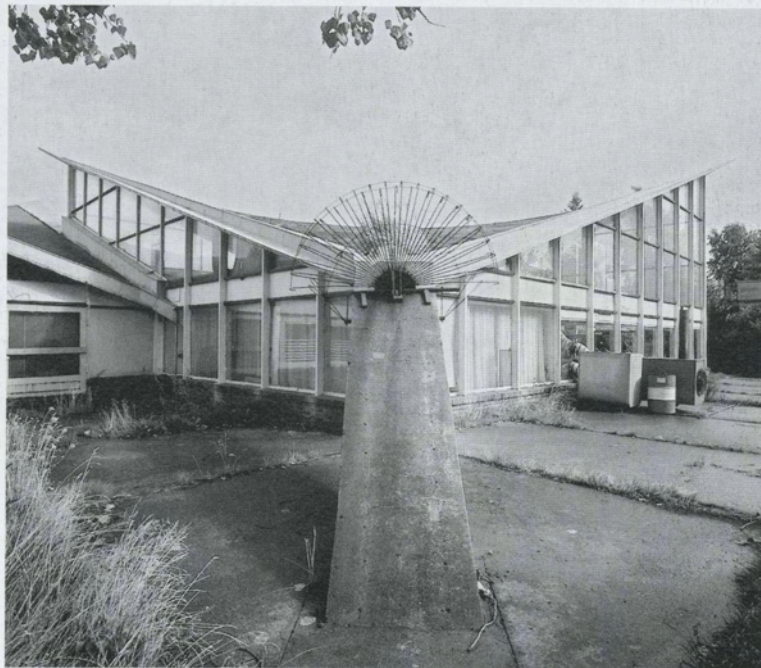
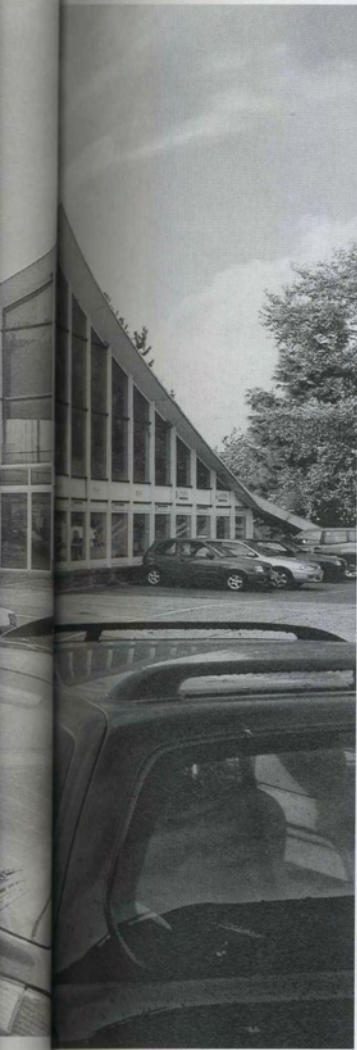
Die etwas zu modisch
geratene, in jüngerer
Zeit hinzugefügte
Möblierung lenkt die
Aufmerksamkeit von
den feinen Kurven der

sanft geschwungenen
Decke ab.
Durch Umbauwünsche
der Hotelbetreiber
ist der Bau abbruchge-
fährdet.



Messehalle in Rostock-Schutow, 1966
Zwei 20 x 20 m überdachende, gegeneinander versetzte, 7 cm dicke Hyparschalen bilden das Dach über der Messehalle (Architekt: Erich Kaufmann).

Die Messehalle wird heute als Autoverkaufsraum und Reparaturwerkstatt »kaputtgenutzt«. Der Erhaltungszustand ist schlecht.





Restaurant »Inselparadies«, Baabe, Rügen, 1966

Pilzschale 16,80 x 16,80 m
Seit Jahren unbenutzt.
Die Konstruktion ist
nach wie vor intakt.

Ausbau und Glasfassade
sind durch Vandalismus
erheblich zerstört.



Unser Tip für Ihren Urlaub!



Ein Besuch in der modernsten HO-Gaststätte

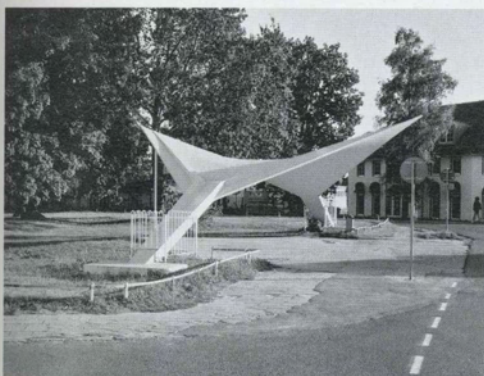
„Inselparadies“ Baabe

direkt am Strand gelegen, lohnt sich immer.

– Speisen und Getränke, Möblier –
Ab 19 Uhr Tanz mit dem „Ueberto-Vier“ Quintett

HOG-Kreisbetrieb Rügen, Sitz Binz





Buswartehalle, Binz,
Rügen, 1967
Als Mess- und Versuchs-
bau für große Hypar-
schalen errichtet (Vor-
läuferbau der Mehr-
zweckhalle in Rostock
Lütten-Klein).

Schale 7 x 7 m, Schalen-
dicke 5,5 cm.
Die Schale ist in gutem
Erhaltungszustand
und wird nach wie vor
genutzt.



**Rettungsstation in den
Dünen am Strand von
Binz, 1968**

**Als Ferrozement-
Schalenbau errichtet
(Architekt: Dietrich
Otto, Binz).**

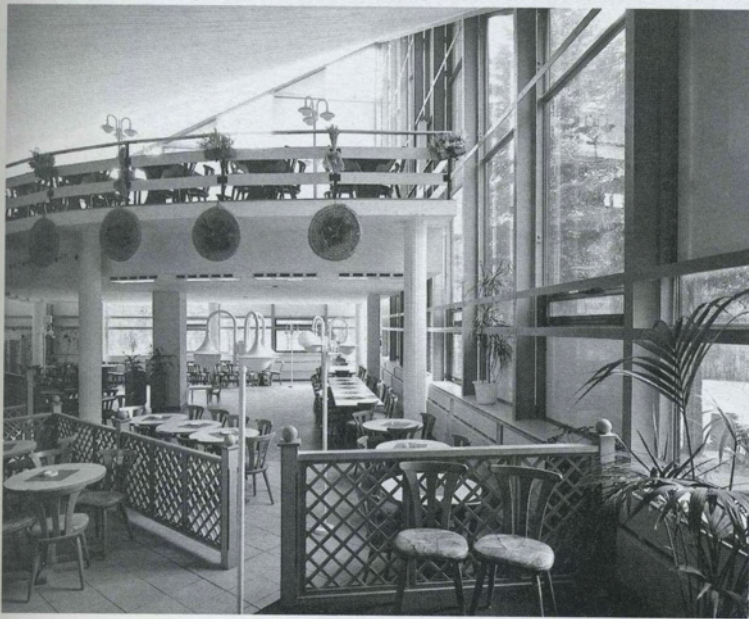
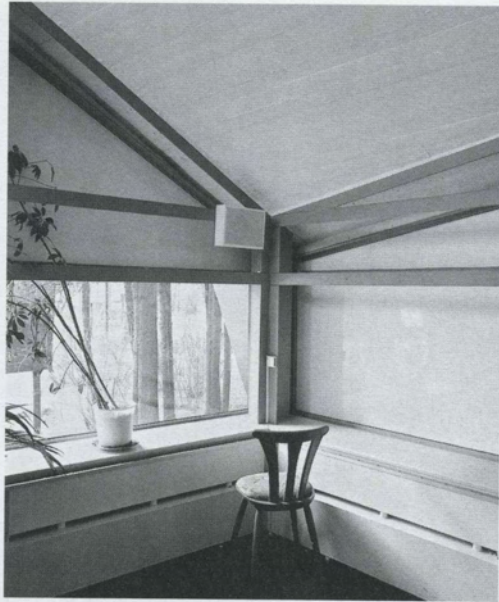




Gaststätte am Tierpark,
Eberswalde, 1967/68

Etwa baugleich mit
dem Restaurant »Ost-
seeperle« errichtet.
Das Gebäude wurde

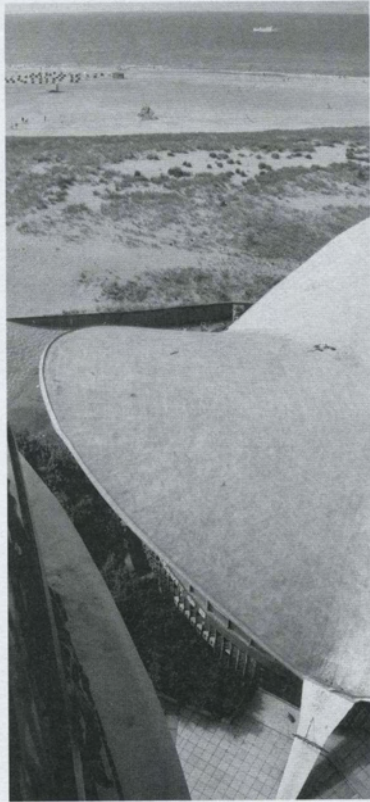
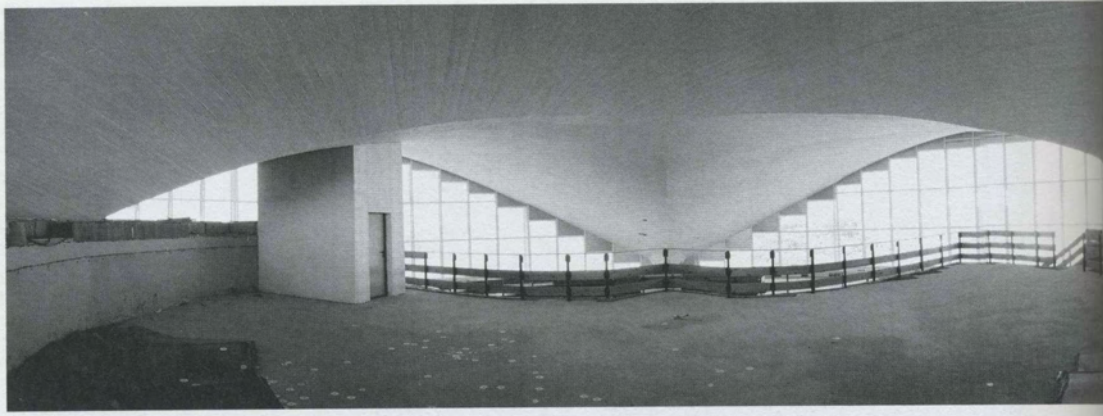
innen und außen (nicht
besonders feinfühlig)
renoviert und wird als
Gaststätte genutzt.



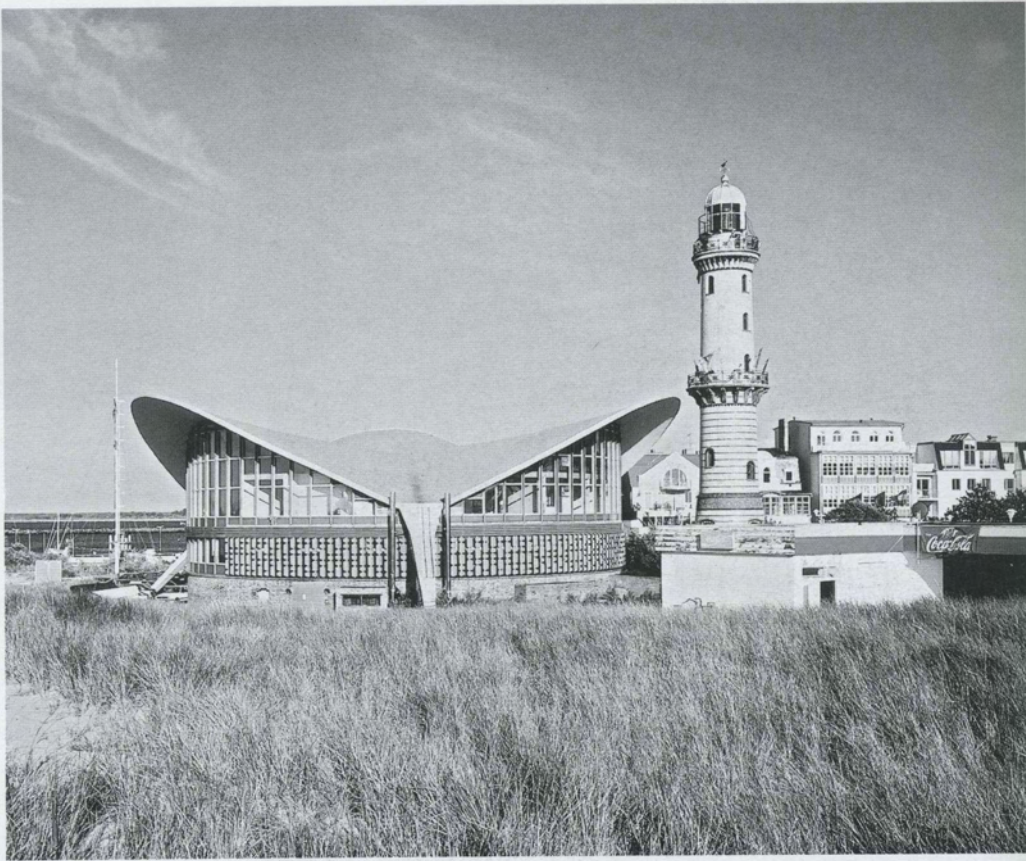
»Teepott«, Warne-
münde, 1968
Der »Teepott« wurde
als Restaurant gebaut
(Architekten: Kauf-
mann, Pastor und
Fleischhauer).
Die 7 cm dicke Schalen-
konstruktion über-
spannt 1200 m².
Der »Teepott« ist gut
erhalten, wird aber zur
Zeit nicht genutzt.

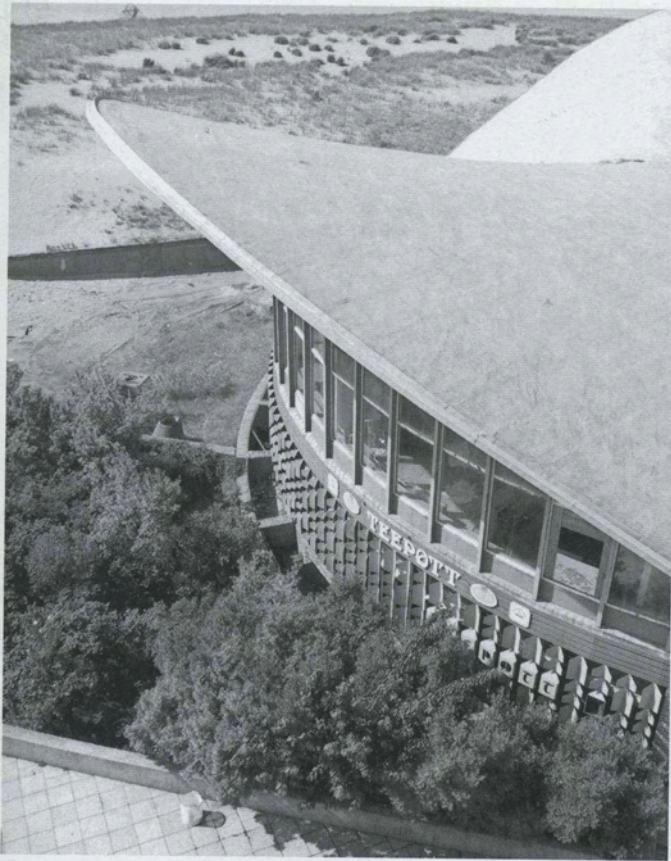












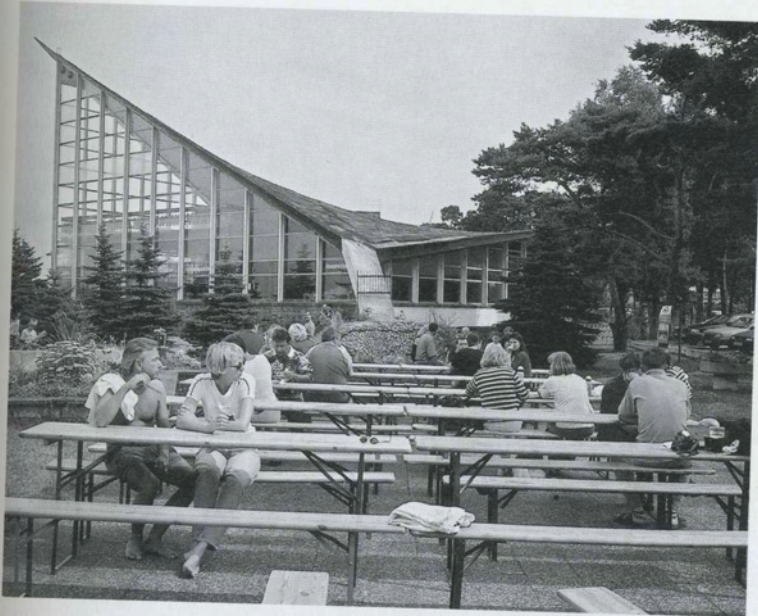


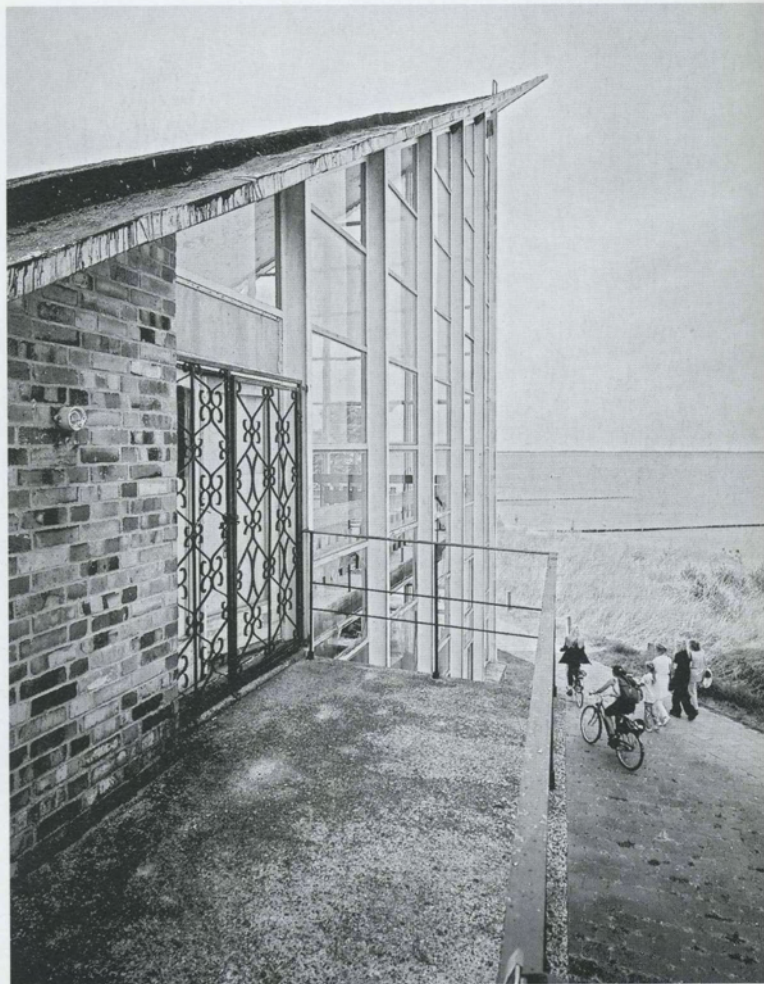
Restaurant »Ostseeperle« am Strand von Glowe, Rügen, 1967/68.

Die in privilegierter Lage direkt am Wasser gebaute, 20 x 20 Meter große HP-Schale in angekippter Form wurde – baugleich – auch in Eberswalde und in Hohenfelden errichtet (Architekt: Karl Otto Möller).

Das Gebäude ähnelt der 1957 von Félix Candela erbauten Kirche Nuestra Señora de la Soledad in Coyoacán. Die »Ostseeperle« macht ihrem Namen heute keine Ehre mehr: Sie steht ungenutzt, in schlechtem Erhaltungs-

zustand inmitten eines Sammelsturms von Bretterbuden, Wohnwagen, Imbissbuden und Kleinkunstständen.







Mehrzweckhalle in
Rostock-Lütten-Klein,
1968

Vier Hyparschalen mit
geraden Außenrändern,
Spannweite 47 x 47 m
(Architekt: Erich Kauf-
mann), erste torkretierte
Hyparschale.

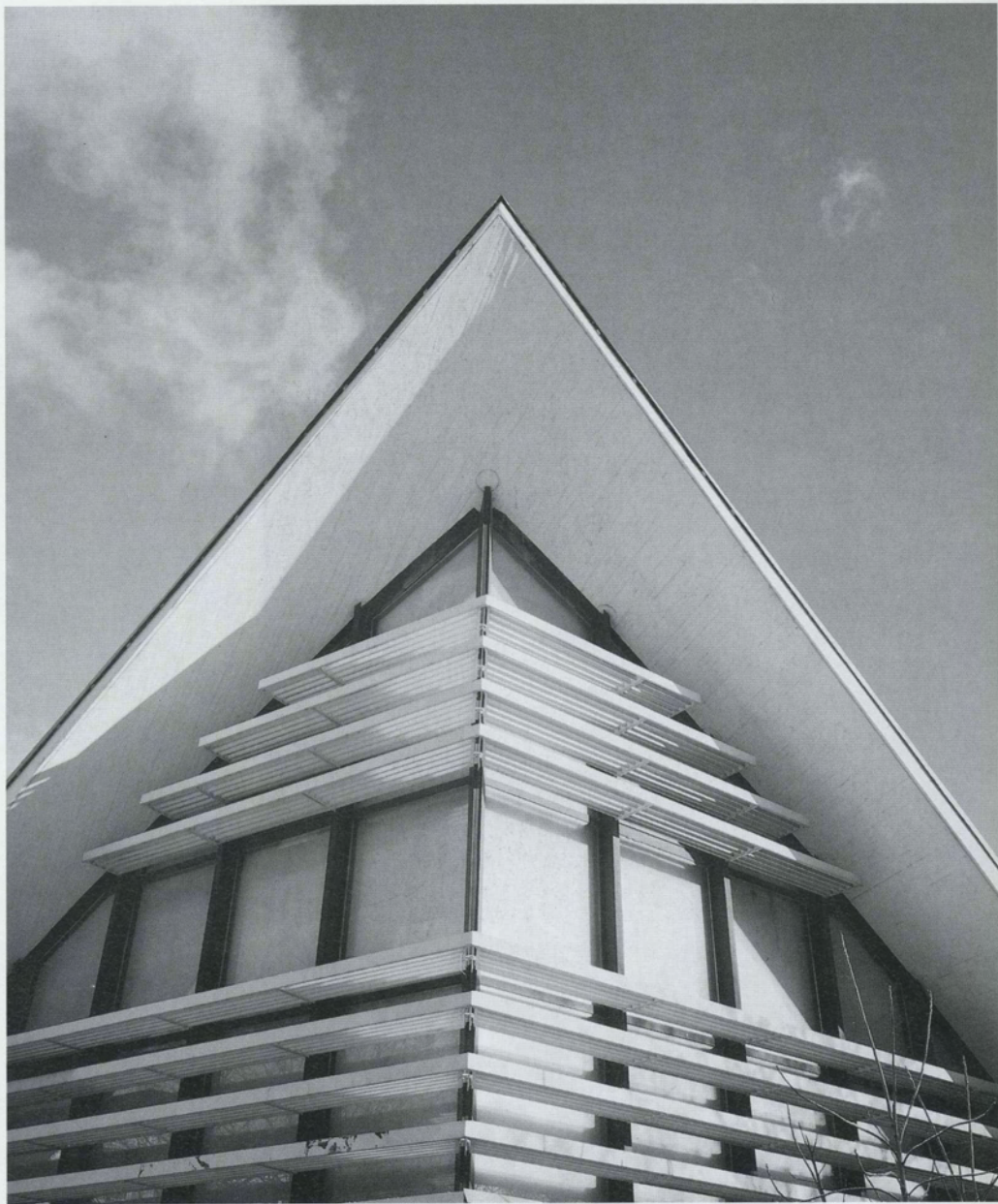
Die Mehrzweckhalle ist
ungenutzt und in ent-
sprechend schlechtem
Erhaltungszustand.

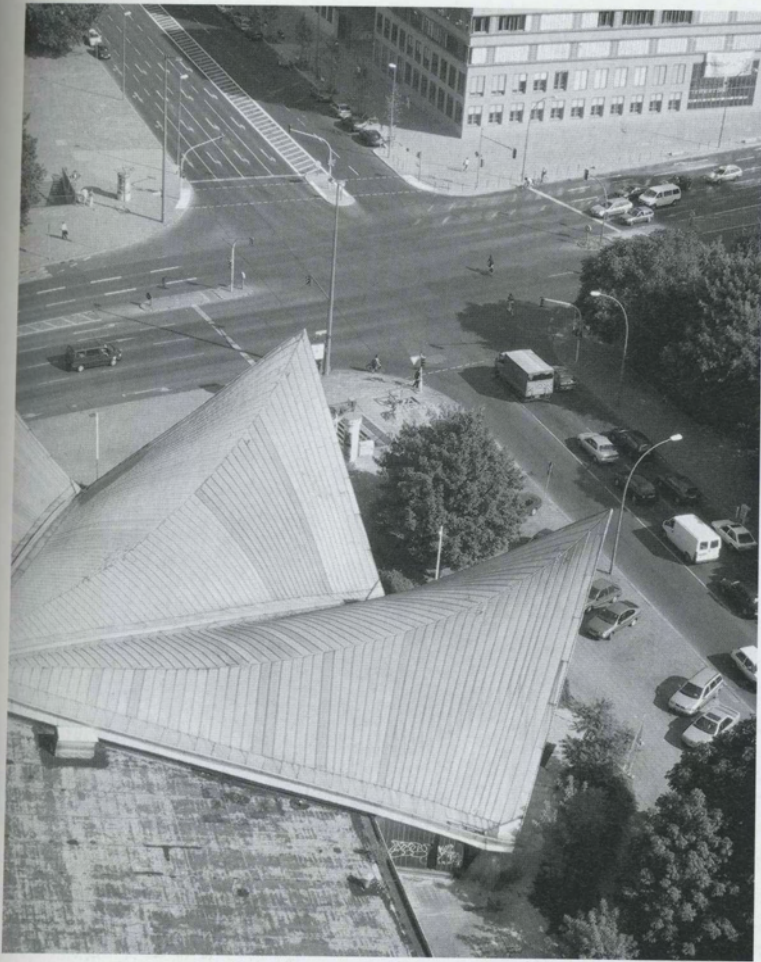
»Ahornblatt«, Berlin,
1972/73

Das »Ahornblatt«
wurde in Berlin
als Restaurant errich-
tet. Es wurde im Juli
2000 trotz heftiger
Proteste aus der Fach-
welt und der Öffent-
lichkeit abgerissen.





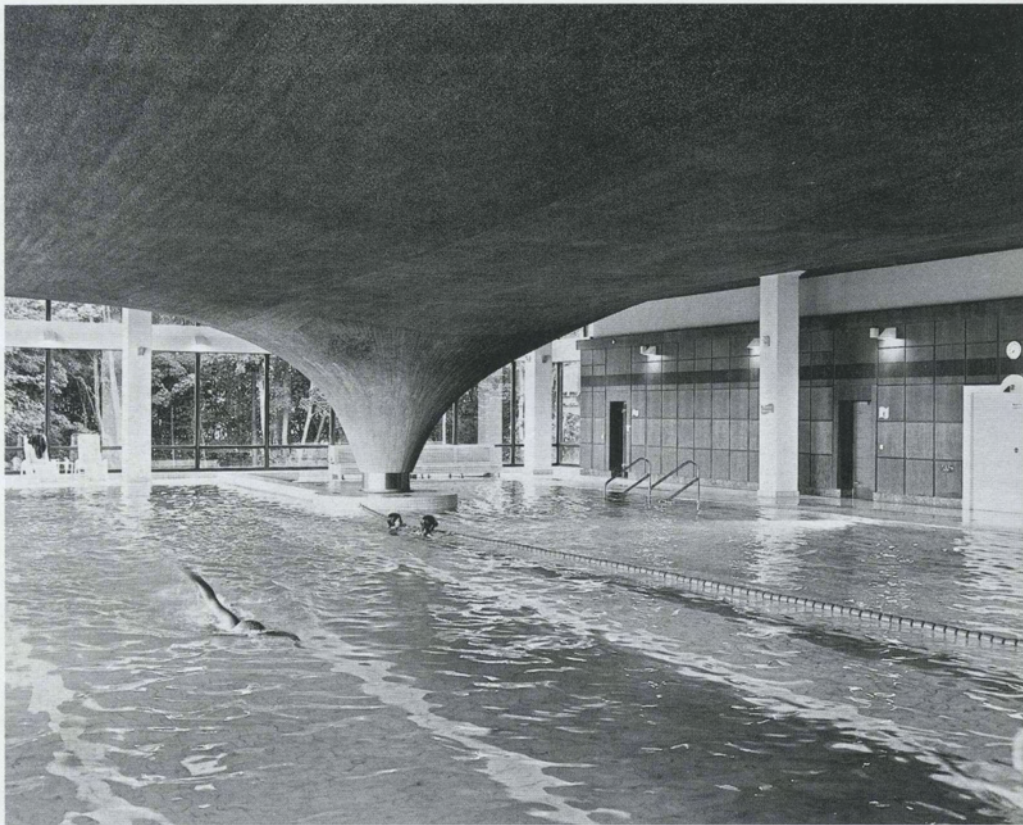




Stadthalle, Neubrandenburg, 1973.
Die Stadthalle (Architekt: Karl Kraus)
wird noch genutzt.







Schwimmhalle des Erholungsheims der SED, heute: Cliff-Hotel, Baabe, Rügen, 1977.

Das Dach über der Schwimmhalle (Architekt: Kurt Tauscher, Rostock) entstand auf einer vollflächigen Schalung – ein riesiger Schiffskörper wurde aus Spanten hergestellt und beplankt. Die Konstruktion wurde experimentell entwickelt. Eine

Gummimembran wurde über ein Modell gespannt und dann belastet. Die Membran wurde vermessen und als Grundlage zur weiteren Bearbeitung und Berechnung am Computer herangezogen. Das Dach hängt von den Rändern her frei nach

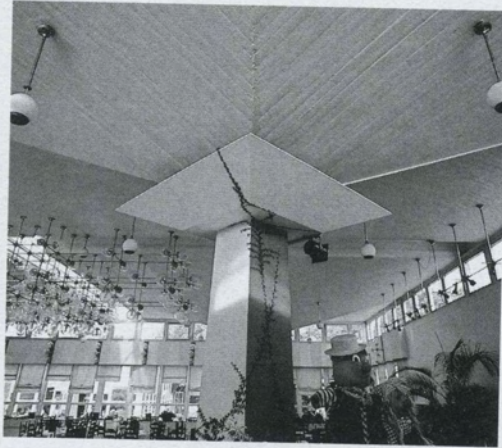
unten und hat in der Mitte kein tragendes Auflager. Das ist heute leider nicht mehr zu erkennen, denn der ursprünglich transparente, aus Plexiglas hergestellte, innere Abfluss des Dachs wurde mit Edelstahl verkleidet.



Katholische Kirche,
Neubrandenburg, 1978

Restaurant »Szecin«,
Binz, Rügen, 1978.
Vier Schirmschalen über
Quadratgrundriss
11,25 x 11,25 m.
Durch Umbauwünsche
des Restaurantbetrei-
bers ist der Bau stark
abrissgefährdet.







»Seerose«, Potsdam,
1980.

Die »Seerose« wurde
nach dem Vorbild des
Restaurants »Los Ma-
nantiales«, Xochimilco,
Mexico (Architekt:
Félix Candela, 1958)
gebaut.

Die »Seerose« ist in
baulich hervorragen-
dem Zustand. Sie wird
von einem Gastwirt,
der nicht nur Speisen
aufträgt, sondern
auch Spaß am Vor-

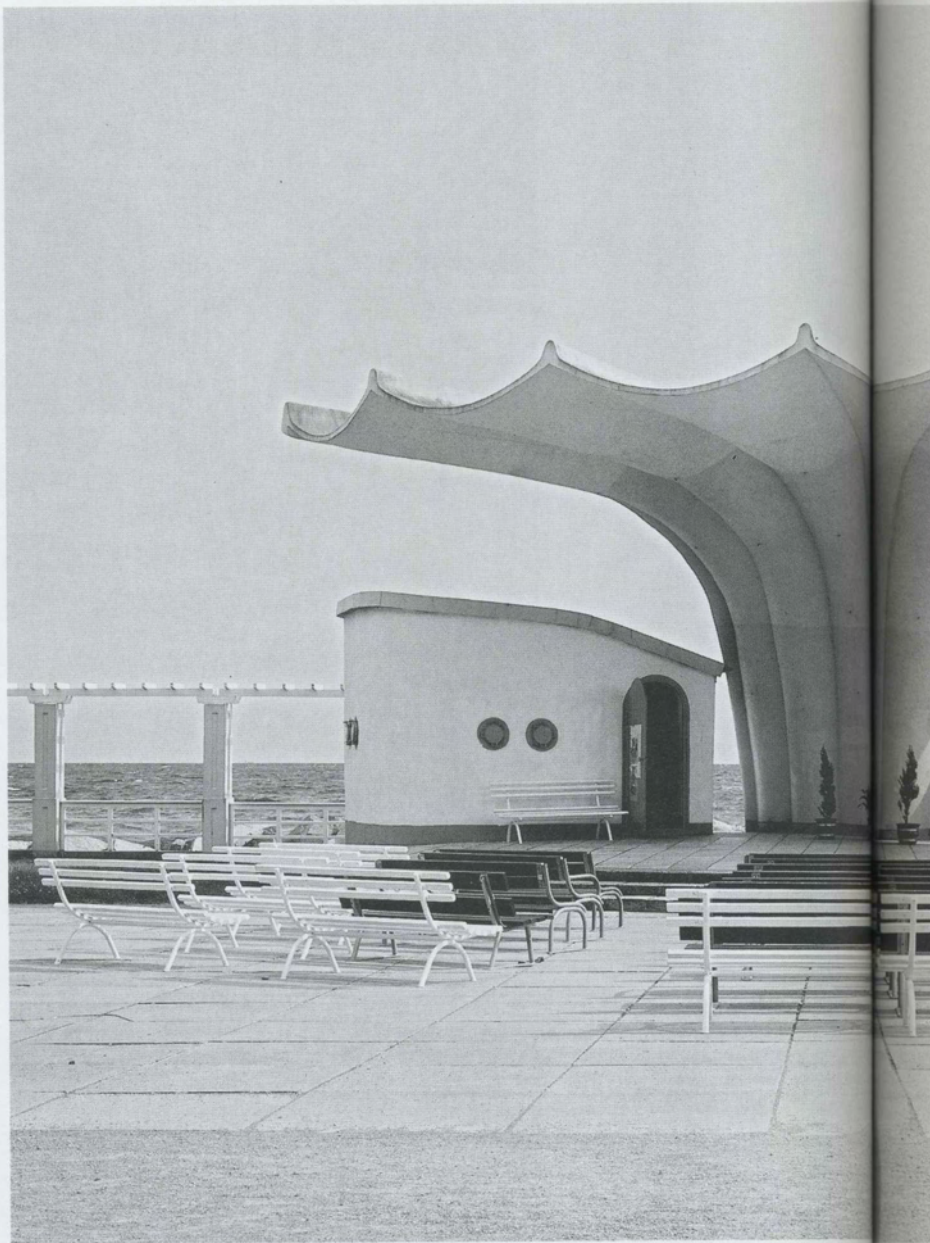
führen eines architekto-
nischen Kleinods hat,
als Restaurant genutzt.







Musikpavillon, Saßnitz,
1987 (Architekten:
Otto Patzelt, Dietmar
Kuntzsch).
Muschelförmiger Krag-
arm mit 10,05 m Radius.





Werkverzeichnis

Jahr	Nutzung	Ort	Anmerkungen	Abbildung Seite
1963	»Haus der Stahlwerker«, heute: Hotel Vierjahreszeiten	Binz, Rügen	Saalüberdachung für das Ferienhaus, 14,20 x 14,20 m, vier Hyparschalen	Seite 35
1966	Konsum-Pavillon	Rostock-Schutow	Seilnetz, 12,80 x 12,80 m	Seite 36
1966	Messehalle	Rostock-Schutow	Zwei gegeneinander versetzte Hyparschalen, je 20 x 20 m, Schalendicke 7 cm	
1966	Gaststätte »Inselparadies«	Baabe, Rügen	Pilzschale, 16,80 x 16,80 m	Seite 38
1967	Buswartehalle	Binz, Rügen	Schale, 7 x 7 m, Schalendicke 5,5 cm	Seite 41
1967	Kulturzentrum Bürgergarten	Templin	Hyparschale, 20,50 x 20,50 m	
1968	HO Raststätte	Lonnevitz, Kreis Oschatz	Schale, 16 x 16 m, Schalendicke 5,8 cm	
1968	Rettungsstation, Strandwache	Binz, Rügen	Zwei Schalen zum Kasten montiert	Seite 42
1968	Gaststättenpavillon »Auf dem Heinrich-Heine-Felsen«	Halle	Schale, 20 x 20 m	
1968	Gaststätte im Tierpark	Eberswalde	Hyparschale, angekippt, 20 x 20 m, baugleich mit Glowé und Hohenfelden	Seite 44
1968	Strandgaststätte Stausee	Hohenfelden	Hyparschale, angekippt, 20 x 20 m, baugleich mit Eberswalde und Glowé	
1968	Ausstellungshalle	Suhl	Zwei Schalen, je 20 x 20 m, Schalendicke 7 cm, WVP von Messehalle Rostock	
1968	Restaurant »Teepott«	Warnemünde	Schalenskonstruktion aus drei Hyparschalen, 1200 m ² , Schalendicke 7 cm	Seite 46
1968	Strandrestaurant »Ostseeperle«	Glowé, Rügen	Hyparschale, angekippt, 20 x 20 m, baugleich mit Eberswalde und Hohenfelden	Seite 52
1968	Mehrzweckhalle	Rostock-Lütten-Klein	Vier Hyparschalen mit geraden Außenwänden, 47 x 47 m	Seite 55
1969	Ausstellungszentrum Kulturpark	Magdeburg	Vier Schalen, 48 x 48 m	
1969	Sport- und Kongresshalle	Rostock	Schale über drachenförmigem Grundriss, 100 x 100 m	

Jahr	Nutzung	Ort	Anmerkungen	Abbildung Seite
1969	Turnhallenkomplex	Rostock-Lütten-Klein	Drei Schalen, 20 x 20 m, Schalendicke 6,3 cm	
1969	Strandgaststätte	Dierhagen	Hyparschale, 20 x 20 m, Schalendicke 7 cm	
1969	Omnibuswartehaus	Templin	Schale, 7 x 7 m, Schalendicke 5,5 cm, WVP	
1969	Gaststätte	Schwerin	Hyparschale, 20 x 20 m, Schalendicke 6,3 cm	
1969	PGH Tonfunk Ermsleben	Ermsleben	Schale, 18 x 18 m, WVP Parkrestaurant Döbeln	
1970	Kaufhalle	Oschatz	Schirmschale, 12 x 12 m	
1970	Parkrestaurant	Döbeln	Schale, 18 x 18 m	
1970	Ruderzentrum	Dresden	Vier Hyparschalen, 36 x 36 m, Schalendicke 6 cm und eine Schirmschale 13,50 x 13,50 m	
1970	Überdachung des Fußgängertunnelausgangs am Bahnhofsvorplatz	Plauen		
1971	Katholische Kirche	Rostock	Schale, 23 x 23 m	
1971	Buchkiosk	Baabe, Rügen	Schale, ø 8 m, als technologische Studie für die Keramikgalerie, Frechen (Stefan Polónyi)	
1972	Rennschlittenbahn	Oberhof	1032,89 m lange Rennschlittenbahn, schalungslos torkretiert	
1972	Kaufhalle	Rostock-Evershagen	Faltendach, drei Felder, 57 x 42,40 m	
1972	Schülergaststätte	Bergen-Süd	Sechs Schirmschalen, 12 x 12 m, Schalendicke 6 cm	
1972	Mensa der Ingenieur-Hochschule	Wismar	WVP von Rostock-Lütten-Klein	
1972	Kiosk, Zentraler Platz	Neubrandenburg-Ost	Sieben Schalenschirme	
1972	Speisegaststätte im Pionierdorf/Kinderferienlager	Borchtitz, Rügen	Achtteilige Rosette, ø 22,20 m, Schalendicke 6 cm	
1972			Hyparschale	
1973	Restaurant »Ahornblatt«	Berlin, Fischerinsel	Fünf hyperbolische Paraboloidsegmente, 22 x 35 m, Schalendicke 7 cm, wurde abgerissen im Juli 2000	Seite 56
1973	Reparaturhalle Kraftverkehrshof	Templin	Zehn Schalen in Schirmform, je 12 x 12 m	

Jahr	Nutzung	Ort	Anmerkungen	Abbildung Seite
1973	Ladenvorbau für Industrievertrieb RFT	Magdeburg	Vier Schalenschirme, 12 x 12 m	
1973	Haltestelle Gleisdreieck	Waltershausen	Schirmschale, ø 18 m	
1973	Mehrzweckhalle Stadthalle	Neubrandenburg	Vier Hyparschalen, 42 x 42 m	Seite 60
1974	Faulschlammbehälter	Rostock-Bramow	Kuppel	
1974	Betriebsgaststätte ITV	Rostock	Vier Schirmschalen, je 10,80 x 10,80 m	
1974	Schülerseigestätte	Bergen-Süd	Vier Schirmschalen, 10,80 x 10,80 m, WVP	
1975	Gemeindehaus	Stralsund	Zwei doppelt gekrümmte Flächen	
1975	Gaststätte Wohnkomplex »Reform«	Magdeburg-Nord	Drei Doppelschalen, je 12 x 12 m WVP Anpassung vom Kompaktbau IA Rostock-Lütten-Klein	
1975	Kompaktbau Stralsund	Stralsund, Knieper-West	WVP vom Kompaktbau Rostock-Lütten-Klein	
1977	Schwimmbadüberdachung, ZK-Heim (heute: Cliff-Hotel)	Baabe, Rügen	Hängeschale, 8 cm dick, 24,40 x 33,30 m	Seite 62
1978	Katholische Kirche	Neubrandenburg	Zwei Schalen	Seite 63
1978	Schwimmbadüberdachung, »Rügenhotel«	Saßnitz, Rügen	Buckelschale	
1978	Restaurant »Szcecin«	Binz	Vier Schirmschalen über Rechteckgrundriss 10 x 7,20 m, vier Schirmschalen über Quadratgrundriss 11,25 x 11,25 m	Seite 64
1979	Raumflugplanetarium »Spacemaster«	Tripolis, Lybien	Eine Kuppel, ø 17,80 m, fünf Schalen	
1980	Raumflugplanetarium	Wolfsburg	Kuppel, ø 17,80 m	
1980	Orchesterpavillon »Naturbühne«	Ralswiek	Holzgitternetz, Schale, 6 mm Sperrholzhaut mit zwei Lagen Glasfasergewebe	
1980	Uferpavillon Restaurant »Seerose«	Potsdam	Acht Rosetten, ø 23 m	Seite 66
1980	Mensa, Institut für Lehrerbildung IfL	Templin	Drei Schalen, je 13,20 x 13,20 m	
1982	Planetarium	Meddelin, Kolumbien	17,80 m Außen-ø, 15,30 m Innen-ø	
1983	Astrojustierkuppel für Zeiss Jena	Jena	Kugelschale, ø 23,50 m	
1984	Raumflugplanetarium »Spacemaster«	Kuweit	Innenkuppel, ø 22,68 m	
1984	Turnhalle	Gingst	Doppelt gekrümmte Buckelschale 15 x 15 m, Schalendicke 8 cm	

Jahr	Nutzung	Ort	Anmerkungen	Abbildung Seite
1984	Moschee	Amman, Jordanien	Kugelschale mit 15 m Scheitelhöhe über Gebetsraum, Zylinderschalen 3 x 6 m über den Wandelgängen	Seite 70
1985	Radsporttrainingsbahn Dynamo Rostock	Rostock	WVP von der Radrennbahn Eisenhüttenstadt, 1984	
1985	Eisschnellaufbahn	Berlin		
1986	Großplanetarium	Berlin	Kugelschale, \varnothing 30 m	
1986	Mehrzweckgebäude	Neustrelitz	Stabgitterschale, Holzgitterschale, vier Bögen in einer Kuppelschale, \varnothing 28,50 m	
1987	Universarium Vantaa	Helsinki, Finland	24° geneigte Innenkuppel, \varnothing 17,80 m	
1987	Musikpavillon	Saßnitz	Muschelförmiger Kragarm, \varnothing 20,10 m	
1987	Planetarium Naturwissenschaftliches Museum	Osnabrück	8 m Innen- \varnothing , Gips-Rabitz-Innenprojektionsfläche	
1987	Rennschlittenbahn	Oberhof	Beratung	
1987	Radrennbahn	Szcecin	6 m Innen- \varnothing , Gips-Rabitz-Innenprojektionsfläche	
1988	Zeiss-Kleinplanetarium	Fulda	\varnothing 8 m	
1989	Planetarium Zoo	Leipzig		
1989	Radrennbahn	Havanna, Kuba		
1989	Rennschlitten- und Bobbahn	Hirschsprung		
1990	Planetarium Marine	Algier, Algerien		
1992	Kirche	Hannover		
1996	Tankstelle und Restaurant	Schwerin		
o. A.	Gaststätte	Eilenburg-Ost	WVP von Messegaststätte Schwerin	
o. A.	Schwimmhalle	Zinnowitz		
o. A.	Radrennbahn	Eisenhüttenstadt		
o. A.	Radrennbahn	Cottbus		

DDR-Moderne wird plattgemacht

Kampf ums »Ahornblatt«



1

Eines der prominentesten Schalenbauwerke, das 1973 als Restaurant gebaute »Ahornblatt«, stand dem Bund (als Eigner), der Berliner Stadtplanung und dem Investor im Weg. Nach einer sinnvollen, neuen Nutzung für den zentral gelegenen Schalenbau ist offenbar nicht gesucht worden. Nach der Wende wurde das »Ahornblatt« zwar eine Zeit lang als Diskothek genutzt, doch damit wurde es eher zweckentfremdet, denn der großartige Raum musste vollständig abgedunkelt werden.

Im Juli 2000 wurde das »Ahornblatt« trotz heftiger Proteste der Bevölkerung und der Fachwelt abgerissen. An seine Stelle kommt nun ein beschämend biederer Hotelbau (Architekten: Nalbach & Nalbach, Bild 1), dessen hervorstechendste Eigenschaft darin besteht, zur Straße hin einen Blockrand zu bilden.

Zur Vorbereitung einer Podiumsdiskussion hatte Berthold Burkhardt im Januar 2000 seine Fachkollegen um Stellungnahmen zum drohenden Abriss des »Ahornblatts« gebeten.

Auf den ersten Blick scheint es widersinnig, deren durchweg eindeutige, auf den Erhalt des »Ahornblatts« gerichtete Reaktionen jetzt noch zu veröffentlichen – denn es wurde ja (trotzdem) abgerissen. Doch es geht nicht allein um das »Ahornblatt«. Für viele andere, von Mütter gebaute Schalen besteht (jetzt erst recht) die Gefahr, ebenfalls abgerissen zu werden. Deshalb kommen hier die von Berthold Burkhardt angesprochenen, international renommierten Architekten und Ingenieure zu Wort, auch wenn es für das »Ahornblatt« zu spät ist (siehe Seite 78).



2

2, 3 Fernsehaufnahmen zum geplanten Abriss des »Ahornblatts« (Arte-Sendung am 1. Juli 2000)
 2 Ulrich Müther
 3 Das Fernseheteam (links: Joseph von Radowitz) mit einer Studenten-Initiative zum Erhalt des »Ahornblatts«



3

»Ich weiß nicht, ob das ›Ahornblatt‹ als Schalenkonstruktion erhaltenswert ist. Aber es ist ein Monument der DDR-Hauptstadt Berlin. Und schon als solches würde ich es gerne erhalten.«

Günter Behnisch, 27.1.2000

»Die Bauten von Ulrich Müther gleichen solitären Orchideen in dem grauen Bau-Einerlei der DDR. [...] Insofern sind die Kunstwerke von Müther nicht nur wegen ihrer Schalen-Bauweise unersetzliche, einzigartige Zeugnisse ihrer Zeit.«

Klaus Dierks, TU Berlin, 15.1.2000

»Die freien Formen der dünnen Schalen aus Beton sind heute historische Zeugnisse der Baukunst der 60er und 70er Jahre. Sie werden heute kaum noch gebaut, weil sie zu teuer sind. Das ›Ahornblatt‹ ist ein so herausragendes Beispiel der Schalenbauweise, daß ich Ihr Bemühen um den Erhalt dieser Betonschale mit allem Nachdruck unterstütze.«

Heinz Duddeck, TU Braunschweig, 14.1.2000

»Ulrich Müthers Schalenbauten sind hervorragende Ingenieur- und Architekturdenkmale und sollten unbedingt erhalten werden.«

Wilfried Führer, RWTH Aachen, 19.1.2000

»Als Zeugnis nicht allein der Architektur- und Ingenieurbaugeschichte, sondern auch als ein Kernstück der Fischer-Insel ist das ›Ahornblatt‹ für Berlin unverzichtbar. Gerade im Zentrum der Hauptstadt ist die Erinnerung an den Städtebau, die konstruktiven Leistungen und nicht zuletzt auch an die Architektur-Ästhetik der ehemaligen DDR von größter Bedeutung.«

Norbert Huse, TU München, 17.1.2000

»Müthers Schalen sind es wert erhalten zu werden.«

Heinz Isler, Burgdorf, Schweiz, 18.1.2000

»Diese Schale gehört zur deutschen Baukultur der vergangenen 40 Jahre wie die Jahrhunderthalle in Hoechst, die Oper in Dortmund oder das Olympiastadion in München. [...] Eine Schale wie das Ahornblatt abzureißen, das können nur Kultur-Banausen planen.«

Wilfried B. Krätzig, Ruhr-Universität Bochum, 19.1.2000

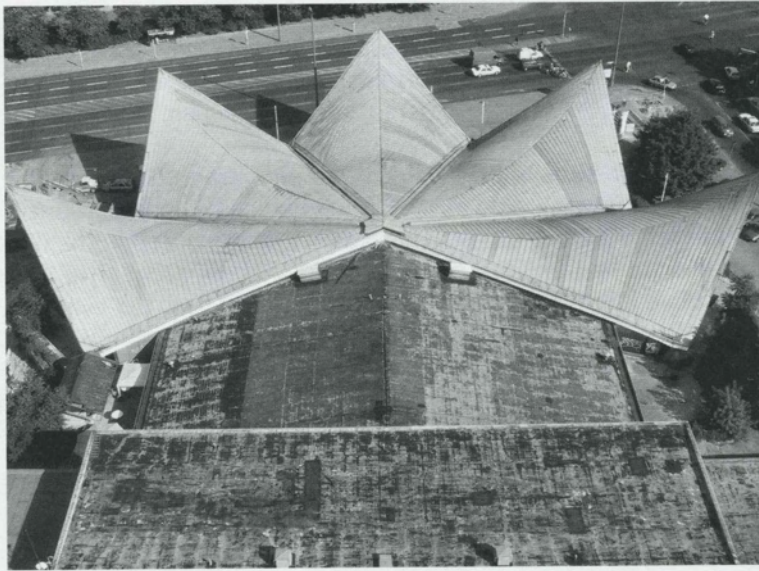
»Unverständlich und empörend ist es, daß dieses Bauwerk kurz-sichtig-merkantilen Interessen geopfert werden soll. Es wäre eine Kulturschande, hier verantwortungslosen Profiteuren nachzuzugeben.«
Franz Krauss, RWTH Aachen, Januar 2000

»Die Schalenbauten Müthers sind nicht nur Spitzenprodukte der Ingenieurbaukunst, sie sind auch Dokumente, Zeitzeugen dafür, daß die Moderne auch in der DDR nach dem Krieg Chancen hatte, daß es gemeinsame Leitbilder, nicht nur im Städtebau, gab.

Mit Bedauern stellen wir, stelle ich zehn Jahre nach der Einigung fest, daß es uns nur äußerst unvollkommen gelungen ist, unser bei-der Geschichten als Teil unserer nun wieder gemeinsamen Ge-schichte zu übernehmen. Nachdem wir langsam zur Besinnung kommen, sollten wir endlich beim Umgang mit den architektoni-schen Zeugnissen der Geschichte der DDR, die ja auch unsere Ge-schichte ist, redlicher sein. Alles andere wäre Geschichtsverlust, ja Geschichtsfälschung, wäre Zerstörung gemeinsamer Spuren und Erinnerungen.

Deshalb muß der Müthersche Schalenbau, das »Ahornblatt« er-halten werden. Alles andere wäre Zynismus, Barbarei.«
Roland Ostertag, Stuttgart, 15.1.2000

»Zwei Aspekte scheinen mir in der Diskussion um das »Ahornblatt« wichtig zu sein. Erstens, die Müthersche Schalenbautechnik der 60er und 70er Jahre geht direkt auf die von Walter Bauersfeld und Franz Dischinger entwickelte »Zeiss-Dywidag-Schalenbauweise« der 20er Jahre zurück, wurde auf den damaligen technischen Standard in der DDR adaptiert und vervollkommnet. [...] Zweitens zeugen die Mütherschen Schalenbauten von einer übergreifenden bauhistori-schen Phase, dem Verhältnis von relativ niedrigen Arbeitskosten zu hohen Materialkosten. Das galt im Amerika der 30er bis 50er Jahre ebenso wie in West- und Osteuropa sowie in Lateinamerika nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die 70er Jahre hinein. Dieser Umstand »zwang« die Ingenieure zur äußersten Effizienz ihrer Tragwerke, be-sonders der weitspannenden. So verwundert es nicht, daß genau in dieser Zeit die Blüte des internationalen Betonschalenbaus liegt, der mit Namen wie Dischinger, Finsterwalder, Tedesco, Freyssinet, Torroja, Nervi, Candela und Isler verbunden ist. Bei steigenden Lohn-kosten und sinkenden Rohstoffpreisen ging dann der Schalenbau

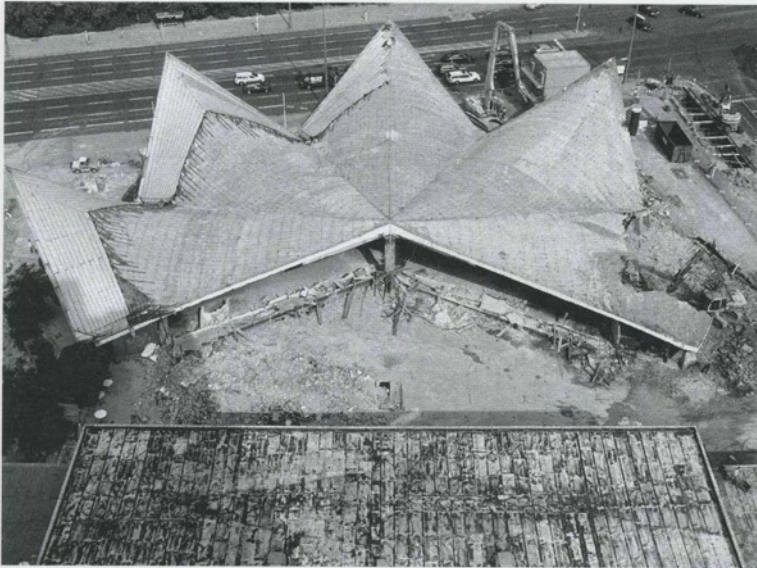


mit seinem immer noch hohen Schalungsaufwand »gesetzmäßig« zugrunde. Und in der ehemaligen DDR war nun mal Ulrich Müther der einzige Vertreter dieser Bauweise mit internationalem Ansehen, der dank niedriger Löhne und Engpässe bei den Baustoffen bis in die 80er Jahre Schalen in der DDR und im Ausland bauen konnte.

Vor diesem bauhistorischen Hintergrund, vor der immer weiter auseinanderklaffenden Schere zwischen hohen Lohn- und extrem niedrigen (und weiterhin fallenden) Materialkosten und den damit verbundenen ökonomischen und ökologischen Folgen sowie im Kontext zum drohenden Abriß weiterer Müther-Schalen in Rostock und Warnemünde ist der Erhalt des »Ahornblattes« auf der Fischerinsel mehr als notwendig, ist sozusagen eine kulturelle Verpflichtung.«

Gerhard Pichler, HdK Berlin, 17.1.2000

»Ich fühle mich sehr betroffen, wenn ich höre, dass das »Ahornblatt« abgerissen werden soll. Ich habe seine Entstehung mitverfolgen dürfen und bestätige, dass es sich dabei um eines der wichtigsten Dokumente des Stahlbeton-Schalenbaus handelt. Die Formwahl, die Komposition der hyperbolischen Paraboloiden, die Aus-



15.8.2000

bildung der Randglieder, aber auch die Details sind hervorragend; diese Schale ist den Schalen von Nervi und Candela ebenbürtig.«

Stefan Polónyi, Köln, 14.1.2000

»Müthers Schalen haben uns schon zu ihrer Entstehungszeit fasziniert; sie griffen die lange Tradition des Betonschalensbaus auf, von Dischinger über Candela, Torroja, Nervi, Tedesco bis hin zu Isler. Insbesondere die Hypar-Form hat es ihm angetan, so auch mit dem mehrfachen HP, dem Berliner ›Ahornblatt‹. So sind außergewöhnliche Schalen als Solitäre entstanden, die internationalen Standard haben und auch weltweit Anerkennung gefunden haben. Und – dies sollte man nicht vergessen – in einem Land, in dem die Baukultur nicht gerade einen Spitzenplatz einnahm und man eher zum blockartigen Massivbau tendierte. Gerade das ›Ahornblatt‹ ist in seiner Umgebung der Wohnblocks ein Musterbeispiel. Es wäre eine Schande, wenn man es abreißen würde: Es ist ein einzigartiges Bauwerk mit inhärenten ästhetischen Qualitäten und es ist ein bauhistorisch wertvolles Dokument aus der Betonschalenzzeit, die ja weltweit im Augenblick (leider) keine große Fortsetzung gefunden hat.«

Ekkehard Ramm, Universität Stuttgart, 17.1.2000



»Es ist leider so, daß heute – sicherlich meist aus Kostengründen – nur noch wenige Schalentragwerke gebaut werden. Umso wichtiger ist es, jene Exemplare zu erhalten, die Überblick über eine Epoche der Architektur- und Konstruktionsgeschichte geben, in der geniale Architekten und Ingenieure solche herausfordernden Bauwerke geplant und ausgeführt haben. Das ›Ahornblatt‹ ist eines der wenigen verbleibenden Zeugen. Es zu erhalten, müßte im Sinne der Stadt Berlin sein.«
F. S. Rostásy, TU Braunschweig, 31.1.2000

»Sowohl bautechnisch wie baukünstlerisch steht dieses Bauwerk für eine Entwicklungslinie (auch einen Entwicklungsabschnitt) in der Architektur der DDR. Ich plädiere sehr dafür, es als Baudenkmal (auch im Kontext mit dem Wohngebiet, aus dessen Planung es hervorgegangen und dem es städtebaulich verbunden ist) zu begreifen und als architektonische Leistung der Vergangenheit zu erhalten.«
Christian Schädlich, Weimar, 16.1.2000

»Es wäre ein großer Verlust für die Baukultur, wenn das ›Ahornblatt‹ abgerissen würde. Wir hätten dann nicht nur wieder ein ganz hervorragendes Beispiel für die materialgerechteste und fantasie-



15.8.2000

vollste Art, mit Beton zu bauen der Rationalisierung geopfert, sondern würden auch die lebende Erinnerung an einen wichtigen Bestandteil der Baukultur vernichten.«

Jörg Schlaich, TU Stuttgart, 14.1.2000

Abschließend noch einmal Berthold Burkhardt, der Initiator der Rundfrage, mit einem – erfolglosen – Appell zum Ahornblatt:

»Der Abriss, die Vernichtung des Berliner Ahornblattes ist offensichtlich besiegelt. Eine solche Entscheidung kann nur treffen, wer die Baugeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts nicht kennt oder sie zugunsten schnöder Investoreninteressen und fragwürdiger Stadtplanungen negiert. Beides ist gleichermaßen kulturlos in einer Stadt, die auch in der Kultur Hauptstadt sein will.

Die Schalenbauten von Ulrich Müther aus den sechziger, siebziger Jahren reihen sich in die große internationale Geschichte des modernen Schalenbaus ein. Dischinger in Deutschland, Nervi in Italien, Candela in den USA und in Mexiko, Freyssinet und Sarger in Frankreich und nicht zuletzt Heinz Isler in der Schweiz sind nur einige der bekanntesten Ingenieure, die Schalen als Baukunst realisierten. Es sind Höchstleistungen aus Stahlbeton, dem Baustoff, der

Das Einzige, was vom »Ahornblatt« noch geblieben ist: Das Wandbild am ehemaligen Ministerium für Bauwesen (DDR) bewahrt die Erinnerung an die Hyparschalen des »Ahornblatts«. Wie lange noch?



die größte Formenvielfalt in sich birgt. Das »Ahornblatt« von Ulrich Müther ist nicht irgendeine Schale an beliebigem Ort. Die Bebauung der Fischerinsel ist eine der wenigen erhaltenen Zeugnisse der sozialistischen Idealstadt, mit einer offenen Bebauung in vorgefertigten Wohnblocks und als Zentrum die freie Form des weit gespannten Flächentragwerks. Das eine bedingt das andere.

Die Schalen von Ulrich Müther erinnern darüber hinaus an die länder- und blockübergreifende Zusammenarbeit von Bauingenieuren in der Zeit des Kalten Krieges.

Verlorenes wieder kopierend aufzubauen, dagegen erhaltenswerte und erhaltungsfähige Geschichtsdokumente zerstören, ist ein Irrweg in der Bau- und Stadtkultur.«

Berthold Burkhardt, TU Braunschweig, März 2000

Autoren

Berthold Burkhardt (Seite 11)

1941 in Stuttgart geboren. Maurerlehre, Architekturstudium in Stuttgart und Berlin. Architekturpraxis in Stuttgart, Berlin und Montreal. 1967–1983 wissenschaftlicher Mitarbeiter am IL in Stuttgart. Seit 1984 Professor für Tragwerkslehre an der TU Braunschweig.

Simone Hain (Seite 17)

1956 in Elsterwerda geboren. 1974–1979 Studium an der Purkyně-Universität in Brno. Diplom 1979. Promotion 1987. Freiberufliche Planungshistorikerin und Denkmalpflegerin, Forschungsschwerpunkte: Neues Bauen, tschechische Avantgarde, DDR-Baugeschichte. Publikationen: Reise nach Moskau (1995), Die Salons der Sozialisten (1996), Archäologie und Aneignung (1996), Warum zum Beispiel die Stalinallee (1999). Arbeitet zur Zeit für das Bundesministerium für Bildung und Forschung an der denkmalpflegerischen Rekonstruktion der ehemaligen Ständigen Vertretung der BRD in Ostberlin mit Dachatelier von Hans Scharoun (1949).

Kerstin Weinstock (Seite 28)

1958 geboren. Bauzeichnerlehre, dann 1977–1982 Bauingenieurstudium an der TU Dresden. 1983–1988 Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Straßenbauamt. 1989–1990 Projektingenieurin im Architekturbüro Schüler & Schüler-Witte; 1990–1993 Tragwerksplanung im Büro Frank Semmer. Seither eigenes Büro in Berlin/Binz, Schwerpunkt Gutachten.

Bildnachweis

Seite 8: Internet (<http://pages.vossnet.de/udakak/FEWO.htm>)

Seite 11–14: Archiv Berthold Burkhardt

Seite 19–22: Archiv Simone Hain

Seite 30, 31, 33: Archiv Ulrich Mütter

Seite 81–83: Rolf Zöllner, Berlin

Alle anderen Abbildungen: Wilfried Dechau, Stuttgart

In der Reihe **db das buch**
sind bisher folgende Bände erschienen:

Ursula Baus (Hrsg.),
Architekten: Apocalypse now?
Die Veränderungen eines Berufsbildes
ISBN 3-421-03145-2

Ursula Baus/Klaus Siegele,
Holzfassaden
Konstruktion, Gestaltung, Beispiele
ISBN 3-421-03268-8

Ursula Baus/Klaus Siegele,
Stahltreppen
Konstruktion, Gestalt, Beispiele
ISBN 3-421-03170-3

Wilfried Dechau,
Architektur-Alltag
Woran Baukultur scheitert
ISBN 3-421-03239-4

Wilfried Dechau,
Architektenjargon
Maßnahmen sind am Bau zu prüfen...
ISBN 3-421-03131-2

Wilfried Dechau (Hrsg.),
... in die Jahre gekommen
Band 1: Wohnungsbauten.
ISBN 3-421-03123-1
Band 2: Bürobauten.
ISBN 3-421-03144-4
Band 3: Kulturbauten.
ISBN 3-421-03159-2

Wilfried Dechau (Hrsg.),
Mit spitzem Stift
Architektur in der deutschen Tagespresse
ISBN 3-421-03171-1

Christian Marquart,
Wer steuert die Architektur?
Physiognomische Skizzen
ISBN 3-421-03122-3

Christian Marquart,
Stadt-Konzepte
Planungstheorien zwischen Utopie
und Sachzwang
ISBN 3-421-03185-1

Bettina Michel,
Architekturfotografen
Wer fotografiert Architektur
in Deutschland
ISBN 3-421-03240-8

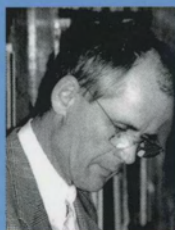
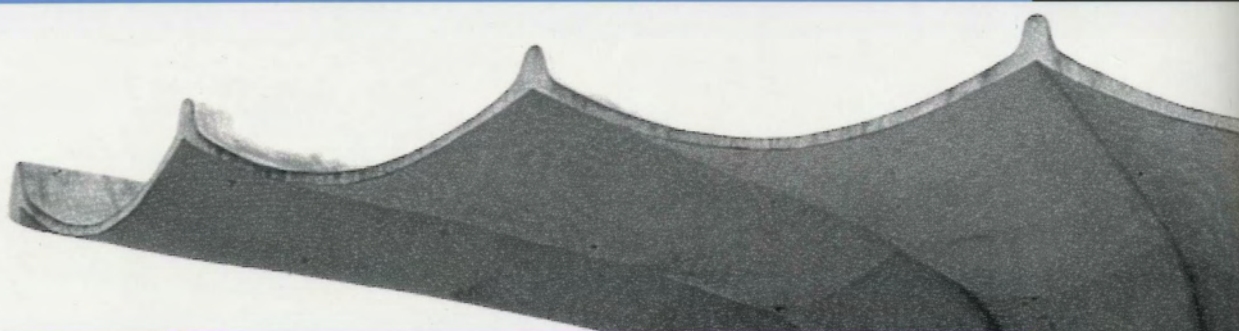
Rainer Oswald,
Mängel, Schäden, Streitigkeiten
Band 1 Typische Schwachstellen
bei Außenwänden
ISBN 3-421-03148-7

Rainer Oswald,
Mängel, Schäden, Streitigkeiten
Band 2 Abdichtung von Kellern
und Naßräumen
ISBN 3-421-03241-6

Klaus Jan Philipp,
Vom Dilettantismus zur Zensur
Skizzen zur Geschichte der
Architekturkritik
ISBN 3-421-03121-5

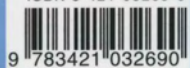
Klaus Jan Philipp,
Gänsemarsch der Stile
Zur Geschichte der Architektur-
geschichtsschreibung
ISBN 3-421-03158-4

Gerhard Ullmann,
Industriebrachen
Bizarre Phantasien des Verfalls
ISBN 3-421-03184-3



Wilfried Dechau wurde 1944 in Lübeck geboren. Nach abgeschlossenem Architekturstudium arbeitete er einige Jahre als Assistent an der TU Braunschweig. Seit 1980 gehört er der db-Redaktion an, die er seit 1987 als Chefredakteur leitet. Seit 1995 hat er einen Lehrauftrag an der FH Biberach.

ISBN 3-421-03269-6



Ulrich Müthers kühn geschwungene Schalenbauten wie der »Teepott« in Warnemünde brauchen den Vergleich mit Arbeiten von Candela und Torroja nicht zu scheuen. Aber viele der Mütherschen Bauten verwahrlosen, weil sie nicht mehr genutzt werden. Lässt man sie verrotten, weil sie zu sehr nach DDR »riechen« und sie ihr Stigma nicht abstreifen können? Das Buch würdigt das Werk eines zu Unrecht in Vergessenheit geratenen Schalenbaumeisters.

db das buch